Ärztliche Kunst in früheren Tagen

Altes Edikt

Im Jahre 1752 erschien ein allgemeines und neugeschärftes Königl. Preuss. Medizinal-Edikt, in dem es auf Seite 13 "von denen Medicis" heisst:

"Anfänglich sollen die Medici unter sich friedlich und einträchtig miteinander umgehen, ihr Amt bei denen Patienten, wenn sie gerufen werden, treulich und fleissig, wie sie solches vor Gott und jedermännlich zu verantworten gedenken, verrichten; mit Anwendung der Diät und Verschreibung derer Medikamenten vorsichtig verfahren, nach ihre Patienten Zustand sich wohl erkundigen, die ihnen entdeckte Mängel und Gebrechen Niemand offenbaren, keine übermässige Belohnung, sonderlich von armen Leuten (welchen sie mit Rath und Hilfe ebenwohl als den Reichen zu dienen schuldig sind) abfordern, sondern darin alle Bescheidenheit gebrauchen und im übrigen ihnen die Wiederbringung ihrer Nächsten Gesundtheit dergestalt angelegen seyn lassen, wie solches getreuen und gewissenhaften Medicis zusteht.

Auch sollen die Medici sich vor allen Dingen eines anständigen, ehrbaren und mässigen Lebens befleissigen, untereinander in guter Verträg- und Vertraulichkeit leben. Niemand derselben dem anderen sein Glück beneiden, vielweniger durch unzulässige Wege zu verunglimpfen und zu schmälern suchen, sondern vielmehr, wenn ihrer zwei oder mehr zu einem Patienten gerufen werden, sollen sie denen Patienten nicht heimlich und einer wider des anderen Wissen und Willen etwas auszureden, sondern mit aller Bescheiderheit über des Patienten Zustand conferieren und dahin trachten, wie durch vernünftige Consilia und Verordnung dienlicher Arzeneyen denen presshaften Kranken geholfen werden möge."

Das Honorar

Wie wohlfeil ehemals Fürsten, wenn sie krank waren, behandelt wurden, beweist die Belohnung, welche Adolf von Nassau, Kurfürst von Mainz, seinem Leibarzt Dietrich von Meschede, "Doktorn der Erzney", anweisen liess.

"Wir wollen ihm geben", sagt der Kurfürst in einer Urkunde von 1470, "jedes Jahr 25 Gulden, in zwei Zielen von unserem Siegler zu zahlen, dazu 2 Fuder Weins und 25 Malter Korns und wenn wir unsere Sekretare und Hofgesinde kleiden, wollen wir ihm und seinem Knecht auch gleich unseren Sekretaren Kleidung geben. Wenn wir ihn nicht bedürfen, so mag er auch anderen Kranken helfen."

Wenn man bedenkt, dass der Malter Korn nicht einen Gulden kostete, und dass der Wein ebenfalls sehr wohlfeil war so kann man das ganze Gehalt mit der Kleidung auf höchstens 100 Gulden veranschlagen. Dafür musste der Leibarzt nicht allein den Kurfürsten, sondern alles Hofgesinde verarzten, auch dem Hof überall hin folgen.

Das geleimte Bein

Der englische Arzt Thomas Hill wollte um 1750 Mitglied der Königlichen medizinischen Gesellschaft werden. Das Professorenkollegium lehnte ihn indessen ab, da er nach der Meinung der gelehrten Herren zu jung sei.

Einige Monate später schickte Hill einen Bericht an das Kollegium in dem er folgende merkwürdige Kur beschrieb: "Es handelt sich um einen Seemann, der das Bein gebrochen hatte. Ich legte die beiden Teile des gebrochenen Beines aneinander, verknüpfte sie auf das Kräftigste mit einer Schnur, bestrich die Bruchstellen mit einer bestimmten Lösung Leimes und drückte die beiden Teile solange aneinander, bis der Leim getrocknet war. Der Kranke erklärte mir nach einigen Tagen, dass er sich wohler fühle, und nach vierzehn Tagen bediente er sich des Beines wie zuvor."

Es geb einen langen und aufgeregten Disput über Hills Bericht im Professorenkollegium. Schliesslich einigten sich die Herren und veröffentlichten ein "gelehrtes Flugblatt über eine Kur, Beinbrüche vermittelst Leimes zu heilen."

Kaum war die Schrift erschienen, da traf ein Brief bei den Professoren ein: "In meinem letzten Bericht vergass ich zu erwähnen, dass das gebrochene Seemannsbein ein Holzbein war . . ."

Die Todeskur

Im 18. Jahrhundert entbrannte in Schweden ein lebhafter medizinischer Streit über die Frage, ob Kaffee und Tee schädlich seien oder nicht. König Gustaf III. beschloss nach dem Rat seines Leibarztes, der Welt ein abschreckendes Beispiel vorzuführen: Er verurteilte zwei Mörder dazu, täglich zehn Tassen Kaffee und zehn Tassen Tee zu trinken. Nach der Ansicht der meisten Aerzte musste diese "Todeskur" in ganz kurzer Zeit zu dem gleichen Ergebnis führen wie das Fallbeil.

Indessen wurde der eine der beiden Versuchstrinker 83, der andere 87 Jahre alt. Als der Tod ihnen endlich die Kaffeetassen aus der Hand nahm, waren der König und die Aerzte ihnen längst vorausgegangen . . .

Die Wirkung

Professor Puchelt in Heidelberg war einer der ersten Aerzte, die die Technik des Beklopfens und Behorchens der menschlichen Brust bei ihren Diagnosen verwendeten.

Einmal kam dieser Arzt in die Wohnung eines lungenleidenden Mannes. Er untersuchte ihn sorgfältig.

Als er fertig war, sagte der Kranke: "Herr Doktor, Ihr Klopfen hat mir gut getan. Wann kommen Sie wieder und klopfen sie mich?"

Treffender Vergleich

Hufeland war einer der fähigsten Aerzte im alten Berlin. Dennoch überraschte er seine Zeitgenossen immer wieder durch seine aller Ueberheblichkeit abholde Bescheidenheit.

"Sie vermögen gewiss sämtliche Krankheiten zu heilen, Herr Doktor!" sagte einmal eine Dame zu ihr.

"Sie irren sich", erwiderte Hufeland. "Es geht uns Aerzten manchmal wie den berliner Droschkenkutschern. Sie kennen alle Strassen, aber sie wissen nicht, was in den Hausern vorgeht."

Der Leibarzt

1824 wurde Hufeland von dem Herzog August von Gotha empfangen. Bei der Audienz war auch der vielbeschäftigte Bankier des Herzogs zugegen. Der Herzog stellte ihn dem Arzt vor und sagte: "Sehen Sie das ist mein eigentlicher Leibarzt. Er purgiert meine Finanzen."

"Aber Euer Durchlaucht, verschreiben die Rezepte dazu!" versetzte Hufeland, "und das Volk bezahlt die Apothekerrechnungen."

Farbenblind

Einmal fuhr Hufeland mit der Postkutsche durch Thüringen. Ein schwatzhafter junger Geck wollte sich mit ihm einen Scherz erlauben und fragte: "Entschuldigen Sie, welcher Ort ist das, an dem wir gerade vorbeifahren: Rothenberg oder Grüneberg? Sie müssen nämlich wissen, ich leide an Farbenblindheit und kann die beiden Orte deshalb nicht unterscheiden."

Hufeland betrachtete den jungen Mann prüfend und erwiderte: "Bedaure, nicht dienen zu können. Ich leide nämlich an dem gleichen Uebel. Ich bin so farbenblind, dass ich beispielsweise einen Naseweis nicht von einem Grünschnabel unterscheiden kann . . ."

Aerzte und Advokaten

Der bekannte leipziger Chirurg Professor Thiersch geriet einmal in einen Streit mit einem Justizrat und Rechtsanwalt. Der Jurist erzählte, um Thiersch zu ärgern, er habe geträumt, dass er in den Himmel gekommen sei. Dort hätte er sich infolge eines Gallenleidens nach einem tüchtigen Arzt erkundigt und von einem Engel die Antwort erhalten: "Aerzte werden hier nicht aufgenommen."

Thiersch hörte der Geschichte schmunzelnd zu. Dann sagte er: "Merkwürdig, ich habe neulich etwas ganz Aehnliches geträumt. Ich befand mich auch im Himmel. Da herrschte grosse Aufregung, denn der Fürst der Hölle hatte entgegen allen abgeschlossenen Verträgen die Höllentür aufgeschlossen, sodass die Himmelsbewohner nun den Verführungen durch die Höllengäste ausgesetzt waren. Petrus berichtete dem Herrgott davon. Da sprach der Herrgott: "Nun, das ist doch ganz einfach: Wir nehmen uns einen tüchtigen Rechtsanwalt und verklagen den Teufel auf Schliessung seines Etablissements." Doch Petrus kratzte sich bedenklich hinterm Ohr. "Das ist ja eben das Unglück!" sagte er, "die tüchtigen Anwälte sind alle auf der anderen Seite!"

Nach dieser Geschichte hatte Thiersch die Lacher auf seiner Seite.

"Anleitung für den geringen Mann"

In der "Anleitung für den geringen Mann in Städten und auf dem Lande, in Absicht auf seine Gesundheit" von Herrn Tissot, der Heilungslehrtheit Doctor usw., Hamburg, 1767, finden sich im 28. Kapitel, Hülfsmittel für Ertrunkene, folgende Ratschläge:

Nach Entkleiden und Trockenreiben des Ertrunkenen, soll ihm Atheim und wenn es seyn kann Tabacksrauch durch den Mund eingeblasen werden und ein Aderlass am Halse darf nicht fehlen, wenn man einen etwas geschickten Wundarzt hat. Am ausführlichsten wird Punkt vier behandelt: man bläst so geschwinde und so viel man kann, durch den Hinterleib Tabacksrauch ein. Man hat zu diesem Gebrauche sehr bequeme Maschinen, da sie aber sehr selten sind, so kann man sie durch verschiedene andere Hülfsmittel in der Geschwindigkeit ersetzen. Eine derselbigen, wodurch man einer Frauensperson das Leben gerettet hat, besteht darin, dass man die Röhre einer angezündeten Tabackspfeife in den Mastdarm einstecket. Den Kopf der Pfeife umwickelt man mit einem Papier, worin verschiedene Löcher gemacht worden, nimmt ihn in den Mund, und bläst aus aller Macht. Bei dem fünften Einblasen hörte man in dem Unterleibe der Frau ein starkes Rumpeln, sie gab durch den Mund Wasser von sich, und einen Augenblick nachher kam sie wieder zu sich selbst. Man kann auch zwo Pfeifen anzünden, die Köpfe gegen einander halten, die Röhre der einen in den Mastdarm einstecken, und in die Röhre der anderen einblasen.

Man kann auch sonst einen Dampf in den Leib hinein bringen, wenn man eine Röhre, woran eine Blase angebunden ist, in selbigen hineinstecket. Diese Blase ist an dem anderen Ende an einem grossen blechernen Trichter befestigt, worunter Toback angezündet wird. Dieses Mittel ist mir in anderen Fällen gelungen, wo die Not zu dieser Erfindung Gelegenheit gab."

Die nächsten Punkte behandeln das Einblasen von pulverisierten, stark riechenden Kräutern oder deren Rauch in die Nase, die Verabreichung von Meerzwiebelhonig und die weitere Pflege des ins Bewusstsein zurückkehrenden Kranken.

Weiter erwähnt er die Mittel, die man in der ersten Hilfe anzuwenden gewohnt ist:

1) Man wickelt diese Unglücklichen in Felle von Schafen, oder von Kälbern, oder von Hunden ein, die man unmittelbar vorher dem Thiere abgezogen. Diese Hülfsmittel haben bisweilen die Wärme wiederum zuwege gebracht, aber sie sind langsamer, und nicht so würksam als die Wärme eines wohlgewärmten und mit Zucker durchräucherten Bettes, und als das Reiben mit warmen flanellenen Tüchern.

2) Die Gewohnheit, sie auf einem Brette oder in einem Fasse zu welzen, ist gefährlich, und raubt einen Theil der kostbaren Zeit.

3) Die Gewohnheit, sie bey den Füssen aufzuhängen, ist auch mit Gefahr begleitet, und kann keine Statt haben. Der Schaum, welcher eine von den Ursachen des Todes ist, ist zu dick und zu zähe, als dass er sich durch sein eigenes Gewicht ausleeren sollte. Inzwischen wäre das der einzige Vortheil, welchen man von dem Aufhängen erwarten könnte, welches überdies durch die Verstopfung des Kopfes und der Lunge schädlich ist.

Wenn ich sterbe . . .

Nicht lange vor seinem Tode sagte Hufeland zu einigen Kollegen: "Wenn ich sterbe, lasse ich drei sehr bedeutende Aerzte zurück."

Die Anwesenden baten Hufeland, er möge diese Aerzte nennen, und einige hofften, ihren eigenen Namen von ihm zu hören.

Hufeland lächelte. "Diese drei", sagte er "heissen: Wasser, Gymnastik und Diät . . ."

Die Fehler

Der holländische Arzt Boerhave stand einst als Zeuge vor einem Gerichtshof. Der Verteidiger des Angeklagten nahm ihn in ein scharfes Kreuzverhör über die Krankheit seines Mandanten, den Boerhave behandelt hatte.

"Ein Arzt sollte sein Urteil abgeben können, ohne Fehler zu begehen!" sagte der Advokat schliesslich heftig.

"Das sollte ein Advokat auch!" erwiderte Boerhave.

"Aber die Fehler eines Arztes liegen zumeist sechs Fuss unter der Erde begraben!" fuhr der Advokat fort.

"Und die eines Advokaten werden gewöhnlich ebenso hoch über der Erde aufgehängt!" beendete Boerhave den Dialog.

HÜBEN UND DRÜBEN

Samstag, 13. Oktober — "BEILAGE ZUM ARGENTINISCHEN WOCHENBLATT" — Nr. 1529 XL. Jahrg.

BLICK INS LICHT

Von Richard Dehmel

Still von Baum zu Bäumen schaukeln
meinen Kahn die Uferwellen;
märchenblütenblau umgaukeln
meine Fahrt die Schillfibellen,
Schatten küssen den Boden der Flut.

Durch die dunkle Wölbung der Erlen
— welch ein funkelndes Verschwenden —
streut die Sonne mit goldenen Händen
silberne Perlen
in die smaragdenen Wirbel der Flut.

Durch die Flucht der Strahlen schweben
bang nach oben meine Träume,
wo die Bäume
ihre krausen Häupter heben
in des Himmels ruhige Flut.

Und in leichtem, lichtem Kreise
weht ein Blatt zu meinen Füssen
nieder; und des Friedens leise
weisse Taube sah ich grüssen,
fernher grüssen
meiner Seele dunkle Flut.

SKIFAHREN IN DER KORDILLERE

Zuvor dies: Die Personen, die in dieser Geschichte vorkommen, sind weder identisch noch haben sie Aehnlichkeit mit lebenden, ausser mir natürlich, und ich bin masslos übertrieben. Auch ist es gar keine Geschichte, sondern ein Bericht von Eis und Schnee, Bergen und Tälern, Sonne und Luft und zwei Brettern, die die Welt bedeuten, wenigstens zeitweilig. Und dann war Adele da . . . Doch das kommt später, denn wäre sie am Anfang dagewesen, so hätte ich vielleicht das Skilaufen sofort wieder aufgegeben.

*

Es war so gekommen: Am Fusse des Cerro Catedral bei Bariloche stand ein brandneues Hotel mit ausreichendem Komfort, vor der Eröffnung. Man las darüber und Viele sprachen davon. Letztlich und endlich, lautete der Schlusspunkt unhörbarer Selbstgespräche, warum sollte ich nicht wieder Skilaufen? 17 Jahre Unterbrechung dieses schönen Sportes bedeuten nur dann etwas, wenn man ihn beherrscht hat. Ein so grandioser Nichtskönner, wie ich es von früher Jugend an auf den zwei Brettern gewesen war, hatte nichts zu befürchten. Ich konnte mich kaum noch verschlechtert haben. So begann die Ausrüstungstour für mich und meinen Sohn, der mir, wohl infolge des feuchten Klimas in Buenos Aires, reichlich über den Kopf gewachsen war, was die Beschaffung der erforderlichen Kleidungsstücke nicht erleichterte. Trotzdem kam alles zusammen. Die Nachrichten über die Schneeverhältnisse lauteten ungünstig, aber der sympathische Verkäufer in dem Sportgeschäft beruhigte uns: spätestens im Laufe einer Woche würde es bestimmt ausgiebig schneien. Wir sollten uns die Gelegenheit für diesen günstigen Kauf nicht entgehen lassen. Wir folgten seinem uneigennützigen Rat, kauften, reservierten Zimmer, bestellten Flugzeugplätze und landeten am vorbestimmten Tag nach siebenstündigem Flug über die Provinz Buenos Aires, die Pampa, Neuquen und den Gipfeln der Andenkette entlang, unter denen der symmetrische weisse Kegel des Lanínvulkans in edler Schönheit hervorstach, auf dem Flugplatz in Bariloche. Dort war alles braun oder stumpfgrün, auch die den See begrenzende Berge trugen kein Schneekleid. So war es im nahgelegenen Bariloche, so blieb es am Fusse des Cerro Catedral. Um Schnee zu sehen, musste man den Blick erheben. Die verschiedenen Gipfel leuchteten weiss, auch die Halden darunter waren verschneit, sonst war alles braun und ein ausgesprochener Hereinfall. Das Catedral Ski-Hotel war einige Tage vorher unter pünktlicher Beteiligung des gesamten engagierten Personals von etwa achtzig Köpfen und einiger Vertreter der Behörden aus dem Dorfe, eröffnet worden. Gäste hatten durch Abwesenheit geglänzt. Unterdessen hatte es sich schon leicht bevölkert. Als wir die Halle betraten, um uns beim Empfangschef nach der mit vieler Mühe für uns reservierten Unterkunft zu erkundigen, sassen schon fünf Personen in der Halle und langweilten sich. Wir erhöhten die Zahl der Bewohner sofort auf sieben, ausserdem waren noch neun Hunde da.

Der Versuch, zu einer alten Liebe zurückzukehren, war sichtlich misslungen. Man sollte das nie tun. Immer wird man enttäuscht sein, aber wenn man einmal mit hochgespannten Erwartungen eine so weite Reise unternommen hat, muss man eben gute Miene zum bösen Spiel machen und so tun, als ob man den Gegenstand der alten Liebe mit denselben Augen betrachtete wie einst. Das war hier nicht leicht und forderte Mühe und Schweiss. Man musste, die Skier auf dem Buckel, den Berg hinaufsteigen, an den unverschämten Bambusstauden vorbei, die zu triumphieren schienen, weil sie die Unvereinbarkeit von Bambus und Schnee bewiesen, aber man war nicht allein. Vom Llao-Llao Hotel und vom Tunquelen und aus dem Dorf hatten die Omnibusse ihre enttäuschte Fracht ausgeladen, die nun dem Schnee zustrebte. Das dauerte für untrainierte Bergsteiger gut und gern eine Stunde, bis man die ersten Schneehalden erblickte, und von dort bis zum Refugio, der mit Zentralheizung, Kachelofen, Klubsesseln, Speisezimmer, Kellnern im Smoking, weichgefederten Betten und fast luxuriösen Duschräumen ausgestatteten "Hütte", eine weitere Stunde. Oben gab es wirklich Schnee, allerdings noch mehr Bruchharsch, und die ersten Skiversuche, brachten die erwarteten Ergebnisse: hinein in den Schnee, heraus aus dem Schnee. Nach einigen Stunden packte man die Skier wieder auf die Schultern und kehrte reumütig ins Tal zurück. Das ging so vier, fünf Tage, und als man schon anfing, Kniee und übrige Bestandteile des Knochengerüstes vorsichtshalber zu nummerieren, geschah das Wunder. Es schneite. Hans Nöbl, Skimeister und Vergnügungskommissar, unter dessen Anleitung so viele Skisäuglinge und Skihaserln herangewachsen waren, erblondete noch mehr vor Vergnügen. Die Flocken fielen und wirbelten durcheinander die ganze Nacht, und der Himmel sah bleiern-trübe aus, wie wenn die Sonne für ewig verbannt wäre. Am Morgen war die ganze Landschaft verschneit. Die Luft war anders, die Menschen hatten sich verändert, das lange Gesicht des Hotelbesitzers verkürzte sich, Telegramme surrten nach Buenos Aires: es schneit, kommt!

Und sie kamen. Spärlich zwar, aber immerhin verdreifachte sich die Zahl der Gäste, und es entwickelte sich ein Anflug von Wintersportbetrieb. Der Skilift trat in Funktion, die Idiotenwiese gegenüber dem Hotel bevölkerte sich, die Skiklassen kamen in Betrieb und es schneite weiter. Tage gab es, an denen von den schneeverhangenen Bäumen im Wald ein Windstoss Wolken von Schnee herunterwehte, fast wie in Europa, nur dass es keine Tannen waren. Die Landschaft verschönte sich und bildete die Farbensymphonie, die so typisch ist für das Skigebiet am Nahuel Huapi. Unten das tiefblaue Wasser des Riesensees mit seinen baumbestandenen Inseln, abgeschlossen durch die kahlbraune, felsige Bergkette nach dem Valle Encantado zu. Und von der Punta Nevada, einem der Gipfel des Catedral aus, das herrliche Massiv des Tronador. Manchmal wieder war das Tal in dichten milchigen Nebel gehüllt und in der Höhe über dem Wolkenmeer, aus dem nur die Berggipfel herausragten, genoss man herrliche Sonne. Im Ganzen war die Saison misslungen. Es hatte zu wenig und zu spät geschneit. Aber die Lust am Wintersport war wieder geweckt.

*

Das zweite Mal, im vorigen Winter ging ich auf eine neue Entdeckungsreise aus, nach Portillo auf chilenischem Gebiet nahe bei der argentinischen Grenze an der Transandenbahn. Daraus wurde eine Reise mit Hindernissen, denn die Transandenbahn war durch gewaltige Schneefälle und Lawinen gesperrt und der Flugverkehr durch Winterstürme unterbrochen. Wir waren in Mendoza eingetroffen, um von dort die Weiterreise anzutreten. Damit war es nun nichts, und Mendoza ist zwar unter den argentinischen Provinzstädten die Perle und hat auch ein vorzügliches Klima, aber was soll man dort, wenn man sich vorgenommen hat einige Ferientage im Schnee zu verbringen. Kunde kam aus Potrerillos, einem Hotel mit Station an der Transandenbahn, sechzig Kilometer von Mendoza entfernt; es habe dort geschneit. Wir fuhren hin, mein Begleiter und ich. Das Hotel war recht leer, und der Schnee lag auf sechsundzwanzig Kilometer Entfernung. Es gab einen Skilehrer aus Belgier und eine Skilehrerin aus Prag, einige Hochzeitspärchen und ein Ehepaar mit drei anziehenden Töchtern, von denen zwei dem Vater sprechend ähnlich sahen, während eine der Mutter aus dem Gesicht geschnitten war. Wir nannten sie das Paradiesvögelchen, weil sie so bunt bemalt war. Aber man soll sich nie auf sein Auge allein verlassen, Ausweispapiere haben auch ihre Bedeutung. Die zwei andern konnten es sich leisten,

ihren Vater unverwandt anzuschauen, denn er war garnicht ihr Vater. Sie waren mit ihm so verwandt wie mit uns, zumindest auf dem Papier und Freundinnen der Tochter. Die wiederum spielte Klavier, während die Eltern verklärt zuhörten und wir die Flucht ergriffen, wenn die allzuhäufig danebengegriffenen Töne unser Ohr erreichten.

Getanzt wurde auch, aber zunächst wurde der Reisezweck verwirklicht. Ein kleiner Omnibus brachte uns in dreiviertelstündiger Fahrt für den bescheidenen Betrag von sieben Pesos zum Skifeld auf zweitausendfünfhundert Meter Höhe. Die Autostrasse führte oberhalb des Skifeldes weiter bis zu einer in Mendoza hergestellten Drahtseilbahn, und da am Tage vorher ein Minister im Generalsrang zur Besichtigung der Skiverhältnisse eingetroffen war, hatte man die Strasse mit Hilfe des Schneepflugs freigemacht. Dadurch hatte die darunter liegende Skihalde alles Geröll abbekommen. Es war folglich gescheiter, weiter oben Ski zu laufen, wo es unbegrenzte Möglichkeiten gab, sofern man nicht vorzeitig müde wurde. Nach der Ankunft beim zweiten Refugio am Endpunkt der Drahtseilbahn, deren lockere Konstruktion keinerlei Vertrauen weckte, begann erst der Aufstieg und man konnte stundenlang steigen, mit oder ohne Felle, denn es lag wenig Schnee, und den brachte strahlend heisse Sonne auf dreitausend Metern Höhe rasch zum Schmelzen. Das Paradiesvögelchen mit seinen unverwandten Stiefschwestern beteiligte sich an einem dieser Ausflüge mit viel Wehleidigkeit wegen seiner zarten Schultern, die dem Gewicht der Skier nicht gewachsen waren. Ich war roh genug, sie nicht zu bedauern, und sie nannte mich dafür beim Vornamen. Man soll Frauen nicht zu zart behandeln. Auch die Hochzeitspärchen kamen mit, auf mehr als dreitausend Metern Höhe wurden die Rucksäcke geleert, man frühstückte, rastete, und genoss in der heissen Zone das grossartige Panorama, das sich nach allen Seiten entfaltete. Nach der Höhe zu zogen sich die Schneefelder endlos hin, gekrönt von Gipfeln von viertausendfünfhundert Metern. Dort entspringt der Rio Blanco, der Mendoza mit Wasser versorgt. Wenn Mendoza ernstlich ein Skigebiet entwickeln will, muss das Hotel dort gebaut werden. Eine Strasse ist leicht hinaufzuführen, und es wäre in etwas mehr als zwei Stunden Autofahrt von Mendoza aus erreichbar. Der Höhenunterschied von fast zweitausend Metern, den man täglich bewältigen muss, denn Potrerillos liegt auf 1350 Metern Höhe, ist Vielen nicht bekömmlich, auch ist die tägliche Fahrerei hin und zurück beschwerlich. In Gesellschaft des Paradiesvögelchens und seiner Freundinnen hätte diese Fahrt amüsant ausfallen können, aber die reisten stets mit dem Vater in dessen Auto und überliessen uns den Hochzeitspärchen, die zu sehr mit sich selber beschäftigt waren. Nur einmal winkte uns alten Sündern — und ich benutze die Mehrzahl nur aus Solidarität mit meinem Begleiter — eine Chance: als eine sehr charmante, höchst anziehende Vierunddreissigjährige mit ihrer sechszehnjährigen Tochter einen Skitag mit uns verbrachte. Der Tag endete mit Tränen. Das Mädel, fast eine Schönheit mit seiner samtenen, zart gebräunten Haut, einem süssen Köpfchen, wie von einer dunkeläugigen Madonna, die es mit der Heiligkeit nicht ganz ernst nimmt, aber nun einmal so aussieht, verübelte der Mutter ihr harmloses Spiel mit ihren Reizen, kam abends nicht mehr in den Speisesaal und veranlasste sie am folgenden Morgen zur überstürzten Abreise nach Mendoza. Zwei Generationen waren in Konkurrenz getreten. Es wird nicht die letzte dramatische Szene gewesen sein.

Wir waren gerade dabei, die letzten Schneereste abzuschaben, als die Nachricht eintraf, dass der Flugzeugverkehr nach Santiago de Chile wieder aufgenommen sei. Tags darauf landteten wir nach einem fünfviertelstündigem Flug über die Kordillere am Aconcagua vorbei in Santiago de Chile, und von dort gings nach zwei Tagen mit dem ersten Zug nach Portillo.

Portillo ist eine Bahnstation auf 3000 Metern Höhe, ein unvollendetes siebenstöckiges grosses Hotel und etwas weiter unterhalb ein sogenannter Refugio d. h. ein kleineres Hotel im Stil einer Schutzhütte. Vor dem grossen Hotel, das dermaleinst, wenn es mit Hilfe weiterer Zuschüsse des chilenischen Staates seine Fertigstellung erleben sollte, viel Luxus und Behaglichkeit in sich vereinigen wird, liegt die Laguna del Inca, die natürlich zugefroren und zugeschneit war. Vegetation existiert in dieser Höhe nicht mehr. Es ist alles kahl und felsig oder verschneit. Das sind die zwei Farben, die dort den Kontrast zum tiefblauen Himmel abgeben: weiss und braun. Als wir ankamen, war Portillo gerade von einer durch schwere Schneeverwehungen und Stürme hervorgerufenen Isolierung von der Welt und allen Verbindungen erlöst worden. Ein Teil des Kupferdaches war heruntergeblasen worden und die Gäste hatten Herrn Schmalhans als Küchenmeister kennen und danebenschätzen gelernt. Sie sahen nicht überfüttert aus, und da es unmmittelbar nach unserer Ankunft zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen schneite und stürmte, gerieten auch wir in den glücklichen Zustand einer glänzenden Isolierung mit einem geringen Vorrat an Nahrungsmitteln. Das Hotel war noch im Rohbau. Die Wände ohne Verputz, die Eisenbetondecken unvergipst und keine Holzfussböden, die Badezimmer unverkachelt, provisorisch eingesetzte Fenster waren mit Zeitungspapier abgedichtet, die Möbel im Aufenthaltsraum roh zusammengezimmerte Gestelle mit Matratzen darauf und Decken darüber. Heizung und Warmwasser funktionierten immer, das Licht hingegen erlitt häufige Unterbrechungen, das Essen war meistens ungeniessbar, die Vorräte an Getränken, Schokolade und Zigaretten waren sofort verbraucht. Dafür entschädigten die Schneeverhältnisse.

Gegenüber dem Hotel liegt das Skifeld mit dem Skilift, vom Hotel aus kann man die Abfahrt nach Juncal machen, wobei man auf etwa 12 km Länge 600 Meter Höhenunterschied überwindet und mit der Transandinobahn wieder hinauffährt. Die Abfahrt liess ich mir nicht entgehen. Die kleine Partie bestand aus dem Schweizer Skilehrer, einem sanften chilenischen Mädchen von englischer Abkunft, der quicklebendigen, etwas molligen 19jährigen Tochter eines früheren chilenischen Botschafters in Berlin, die hervorragend deutsch sprach, einem jungen Mann, der Jahre vorher, nach seiner Ankunft in Buenos Aires auf der Flucht vor dem Naziregime bei mir gewesen war, mich um Rat angegangen hatte und nun in Santiago lebte und zwei weiteren unauffälligen Skiläufern, deren Namen und Art ich wenige Minuten nach der Trennung wieder völlig vergessen hatte. Es ging alles gut, und wir kamen, da die Skier nun einmal die Tendenz haben, in Schuss zu geraten, wenn man sich nicht energisch dagegen wehrt, immer weiter herunter. Kurz vor dem Ziel legte ich mich schneller als mir lieb war auf die Nase. Unfreiwillig natürlich. Ich konnte nicht mehr heraus und wäre vielleicht bei der Schneeschmelze einige Monate später im Pazifischen Ozean gelandet, wäre nicht die sanfte Chilenin mit einem seelenvollen Aufschlag ihrer blaugrünen Augen herbeigeeilt, um mir die Bindungen zu lösen. Meiner Bereitwilligkeit zu überschwenglichem Dank entzog sie sich, wie ich hoffe aus Bescheidenheit, und nicht weil ich ihr missfiel. Ich ernannte sie zu meiner Lebensretterin und dafür hatte sie, da ihre Vorfahren sie mit mehr Schönheit als Verstand ausgestattet hatten, mehr Verständnis als den Umständen entsprach. Ich erhob mich etwas steif und befühlte mein Knie. Es hatte die unnatürliche Lage, in die es die törichten Bretter gezwungen hatten, leidlich gut überstanden, und ich konnte die Abfahrt ohne fremde Hilfe zu Ende führen. Im Speisewagen des Transandino, der uns zwei Stunden nach unserer Ankunft in Juncal zurückführte, gab es "bife a lo pobre". Dieses "Armenbeefsteak" ist die chilenische Bezeichnung für unser berittenes Fleisch: bife a caballo, das heisst ein Steak mit Eiern und Bratkartoffeln. Es war eine wahre Götterspeise nach dem Schlangenfrass, den man uns unter zahlreichen Ausreden täglich im Hotel vorsetzte. Dazu gab es frische Brötchen. Wir hatten seit Tagen kein Brot mehr gesehen. Und dafür durchquerte man einen Kontinent. Aber ausser dem schlechten Essen, das der Figur meines Reisegefährten nur gut bekam, gab es auch andere unbegreifliche Vergnügungen: die Unfälle. Ein Reisebegleiter legte sich aus Gründen, die er sich noch heute nicht erklären kann, im Zeitlupentempo vornüber in den Schnee und zog sich einen Knöchelriss zu. Es war nicht gefährlich, aber schmerzhaft. Der Hotelarzt liess sich die Diagnose von einem als Skiläufer anwesenden Knochenspezialisten aus Santiago de Chile bestätigen, und beide gipsten ihn ein, allerdings unter Verwendung von gewöhnlichem Gips, der nicht trocknen wollte. Die Nachkur im Sanatorium von Buenos Aires dauerte die üblichen 30 Tage, und er trug es mit Fassung. Andern ging es schlechter. Einer der Skilehrer, ein Chilene und glänzender Läufer, brach sich das Bein: Sehnenzerrungen, Bänderrisse und leichtere Verstauchungen waren in Portillo, wie überall wo Ski gelaufen wird, grosse Mode.

Wer infolge einer solchen Behinderung vom Skifahren ausgeschlossen war, oder sonst körperlicher Betätigung entsagte, konnte im bequemen Liegestuhl auf der langen Hotelterrasse in der Sonne liegen, gelegentlich blinzeln und die Skikanonen im Schuss das gegenüberliegende Skifeld hinuntersausen sehen. Um elf Uhr kam die Sonne über den Berg, um vier Uhr verschwand sie auf der andern Seite. Vorher und nachher war es kalt. Nach den Schneefällen pflegte die Sonne vom Felshang die Lawinen zu lösen, die mit imposantern Getöse in die Tiefe donnerten. Dieses Schauspiel lieferte das Hotel ohne Preisaufschlag, ebenso wie die Besichtigung der interessanten Station, deren Bahnsteig aus drei Meter hohen Schneewänden, die der Schneepflug hinterlassen hatte, herausgeschnitten war. Durch einen Tunnel von etwa hundert Merern Länge gelangte man ins Hotel, und die Anlage war notwendig, denn wir erlebten Schneestürme von solcher Wucht, dass man keine fünf Meter weit sah. An diesen Tagen kam man sich wie ein Gefangener vor. Die Hotelbevölkerung war in Gruppen aufgeteilt, die auf getrennten Eisschollen lebten und sich nicht kannten, obwohl die Männer sich morgens in dem gemeinsamen Badezimmer vor dem einzigen Spiegel zu dritt rasiert hatten. Es war eine ziemlich internationale Gesellschaft, und ausser deutsch und englisch wurde auch spanisch gesprochen, wozu einige Inschriften patriotischer Chilenen in den Bedürfnisanstalten besonders ermunterten. Ein Plakat in der "guten Stube" forderte die lieben Gäste auf, ihre mit den schweren Skistiefeln versehenen Füsse nicht auf die wenigen Ledersessel zu legen. Ein chilenischer Minister, der zum Skilaufen nach Portillo gekommen war, las es starr vor Staunen und liess es sofort entfernen, denn was sollten die Ausländer von Chile denken... Resigniert erfüllte der Hoteldirektor seinen Wunsch. Er hatte seine Erfahrungen.

Nach Tagen ununterbrochener Sonne aus tiefblauem Himmel und völliger Windstille zogen sich wieder Wolken zusammen. Ich bin nicht abergläubisch, aber Mondwechsel, Wind und dunkle Wolken weckten in mir Befürchtungen. Ich hatte kein weiteres Bedürfnis danach, wieder abgeschnitten zu sein. Wir bestiegen den überfüllten Transandino, und ich fand einen Platz neben einem dicken Spanier, der mir ungefähr ein Drittel eines normalen Sitzplatzes gönnte. Nach zwölfstündiger Sardinenfahrt trafen wir um 2 Uhr morgens mit der üblichen mehrstündigen Verspätung in Mendoza ein.

*

Adele, ach ja, die Gute, Handfeste, Rothaarige, stand in der Halle des Ski-Hotels am Catedral, als ich diesen Winter wieder dort eintraf, diesmal von zwei Freunden begleitet, von denen sie den einen kannte und höher schätzte, als ihm vielleicht lieb war. Mehr noch hatte er unter der Verehrung der Grossmutter zu leiden, die das junge Mädchen betreute, aber darin nicht ihre Hauptaufgabe erblickte. Sie lief auch Ski, gar nicht so schlecht übrigens, und sie war nicht so alt, dass man hätte sagen können, sehr alt, aber lange nicht so jung, wie sie sich gab, so um die Fünfzig. Sie tanzte mit Leidenschaft, und das wär schon schlimmer, denn wer kompromittiert sich gern vor einem Kranz hübscher, sportlicher, junger Mädchen? Herren in den sogenannten besten Jahren, die den ungleich besseren der Jugend in weitem Abstand folgen und darum nicht immer so gut sind, haben manchmal einen sicheren Kennerblick für die unverkennbaren Vorzüge der weiblichen Jugend. Die skilaufende Grossmutter nahm den Wettbewerb munter auf. Hatte man sich geruhsam in der Tanzdiele niedergelassen, um den Augen wohlgefällige Ruhepunkte in der Erscheinungen Flucht und der Kehle einen Whisky als Schlummertrunk zu gönnen, und wenn es denn sein musste, auch deren zwei, wer kam da hochbusig und entschlossen angesegelt? Die Grossmutter. Hinter ihr Adele, ach ja, die Gute, Breite, Wuchtige. Wer bringt es fertig, einem jungen Mädchen, ja selbst einer Grossmutter das zu sagen, was einem zuweilen hochkommt, lange ehe man siebzig geworden ist und alles Mühsal und Arbeit gewesen ist, nämlich den kurzen Satz: apage satanas! Hebe dich hinweg! Was taten wir stattdessen? Wir liessen uns von Adelen, ach ja, der Guten, Massiven, leicht Ueberfütterten, auf den Tanzplatz schleppen, wie Ochsen auf die Schlachtbank. Uns grauste, ihr machte es Spass. Aber erst der unermüdlichen Grossmutter!

Jene Abende waren lang, erfolgreiche Flucht schien aussichtslos, denn da man im Skihotel spät aufstand, konnte man nicht früh schlafen gehen. Ein kleiner Skiunfall löste für einen meiner zwei Reisegefährten das Problem. Er humpelte erst zwei Tage herum und verschwand dann klanglos und klaglos nach Buenos Aires. Der zweite wurde von seinem Unternehmen abberufen, und ich blieb wehrlos und allein mit der Grossmutter und Adele. Mein Freund hatte mir noch Mut zugesprochen und war dann

Mijajimas Pilgerfahrt

Von Rudolf Schwanneke

In Japan gilt das schwarzbläuliche Haar als höchste Schönheit der Frau, rotes oder auch nur braunes ist derart verpönt, dass jede Japanerin, der die Natur solch leuchtendes Haar verliehen hat, alles daran setzt, ihm jenen begehrten schwarzbläulichen Glanz zu verleihen.

Einst lebte, so erzählt die Sage, eine junge reizende Frau namens Mijajima, die wohl volles, schönes Haar besass, das ihr bis zu dem Gürtel reichte, aber von jener verhassten roten Farbe war. Sie grämte sich so darüber, dass sie fast krank wurde. Kein Mittel liess sie unversucht, aber nichts verhalf ihr zu dem köstlichsten Schmuck.

Da hörte sie, dass in einem Binnensee auf Hondo eine Insel läge, die Mijajima heisse, wie sie. Dort lebe Koai, ein heiliger Schintopriester, der wüsste Rat für jedes Menschen Leid.

Mijajima beschloss, eine Pilgerfahrt nach der Insel ihres Namens zu machen. Sie verschloss ihr kleines Häuschen, das inmitten eines Gartens lag, nahm den Pilgerstab zur Hand und begab sich auf die Wanderung. Nach vielen Wochen kam sie endlich nach Hondo, wo sie von ferne die Insel im Binnensee erblickte. Ein Boot setzte sie über und bald betrat die junge Frau mit heiligem Erschauern das Innere des mächtigen, aus glänzenden Zedernbalken errichteten Schintotempels. Aber Koai war nicht da. Der heilige Mann hatte sich als Einsiedler in das hohe Gebirge zurückgezogen.

Weiter nahm sie die Wanderung mutig auf, bis sie endlich nach vielen Tagen, nachdem sie ihre kleinen Füsse müde und blutig gelaufen hatte, den alten ehrwürdigen Priester fand, wie er vor seiner Felsenhöhle sass.

Gütig hörte er die Bitte der Pilgerin an, ihrem Haar doch eine schöne, schwarzblaue Farbe zu geben. Der Heilige war nicht böse über diese sonderbare Bitte, denn eine Frau hat die Pflicht, so schön zu sein, wie es ihr nur möglich ist.

Lange dachte er nach, dann sprach er: „Meine Tochter, es ist nicht leicht, dich noch schöner zu machen, als du bist. Suche die Blume, die nicht am Himmel wächst noch auf der Erde, zerreibe ihre Wurzel und farbe mit dem Saft deine Haare, sie werden davon die gewünschte Farbe bekommen. Leb' wohl!"

Traurig machte sich Mijajima auf den Heimweg. Wo sollte sie diese seltene Blume finden, die weder am Himmel wuchs noch auf der Erde?

Tiefbetrübt langte sie endlich bei ihrem kleinen Häuschen an. Als sie den Blick hob, stiess sie einen Jubelruf aus. Längst war der Frühling ins Land gezogen und hatte ein liebliches Wunder vollbracht: im dunkelblauen Blütenschmuck prangte das Strohdach der niedrigen Hütte. Schwertlilien waren zu grosser Menge auf dem Dache erblüht. Da hatte sie nun gefunden, was sie suchte; die Blume, die nicht am Himmel wuchs noch auf der Erde. Schnell hatte sie den Pilgerstab in die Ecke gelehnt, dann eilte sie behende auf das Dach und sammelte die wohlriechende Iriswurzeln, die ihren heissen Wunsch erfüllten und ihrem Haar die langersehnte schwarzblaue Farbe gaben.

Seit jener Zeit zählt in Japan die Schwertlilie zu den gepflegtesten Kulturpflanzen, und noch heute gewinnen die Japanerinnen daraus den begehrten Farbstoff, der leuchtendes Haar in tief schwarzblaues verwandelt

AUS DER GESCHICHTE DER SCHOKOLADE

Die Kakaobohne ist in Europa, wie so viele unserer heutigen Nahrungs- und Genussmittel, durch Kolumbus' Entdeckung Amerikas, 1492, bekannt geworden. Schon viele Jahrhunderte vorher wussten aber die Mexikaner den Wert der Kakaofrucht zu schätzen. Sie lieferte ihnen eine wohlschmeckende Nahrung: sie schütteten die Bohnen in eine über dem Feuer stehende Pfanne, rührten darin eine bestimmte Zeit und zermalmten dann die Masse mit einer steinernen Walze. Das so erhaltene Pulver, mit Wasser angerührt und oft mit Bienenhonig gesüsst, ergab dieses göttliche Getränk, das „Coco-lattle" (Coco - Kakao und lattle - Wasser) bezeichnet wurde; daraus bildete sich der Name Schokolade. Auch Schokolade in Tafelform gab es, indem das Kakaopulver, mit verschiedenen Gewürzen versehen, geknetet wurde. Der Kakaobaum musste für die Azteken eine sehr grosse Bedeutung haben, da sie ihn dem Schutze eines eigenen Schokoladegottes unterstellten; sie bestimmten die Bohne sogar zur Hauptscheidemünze für das ganze Land. Nach Berichten des spanischen Seefahrers und Eroberers Fernando Cortez soll dieser in den Kellern des gefangenen mexikanischen Kaisers Montezuma neben einer Menge Gold und Silber auch 40.000 riesige Körbe voll Kakaobohnen gefunden haben. Dieses mächtige Bohnenlager ist wahrscheinlich aus Steuereinkünften entstanden.

In Europa waren Kakaopulver und Schokolade zum erstenmal in Spanien, zu Beginn des 16. Jahrhunderts, bekannt geworden. Bald fing man hier an, dem zerriebenen Kakao auch Zucker beizumischen. Dieses neue Genussmittel fand rasch grossen Anklang. Die Damen wollten den ganzen Tag über Schokolade geniessen, und man erzählt dass sie sich diese sogar in die Kirche nachtragen liessen. Zubereitung des Produktes und Handel wurden sofort von der spanischen Regierung monopolisiert. Fast ein ganzes Jahrhundert konnte das Fabrikgeheimnis in Spanien gewahrt werden, bis 1606 ein dort lebender Italiener namens Carletti es verstand, die Technik der Schokoladenerzeugung nach Italien zu bringen. Etwas später kam der Kakao auch nach Frankreich, wo er sich ganz besonders nach Anlegung französischer Plantagen auf Martinique rasch einbürgerte. Die Aerzte sollen damals das Getränk deshalb sehr empfohlen haben, da es, wie sie sagten, „auf die scharfen Säfte, die Lebensgeister und auf die Hitze der Eingeweide" günstig einwirke. So sollen spanische Geistliche dem Kardinal Richelieu in Paris den Genuss von Schokolade empfohlen haben, um seine Gesundheit zu stärken. Die elegante Welt liess sich nach eigenem Geschmack Schokoladepastillen fabrizieren; dies wird z. B. auch von der Königin Marie-Antoinette erzählt. Von Frankreich aus fand das Genussmittel auch in England seinen Einzug. Die Deutschen lösten das Kakaopulver anfangs im Bier auf, fanden aber dann die Zubereitung in Milch doch schmackhafter.

Die Schweiz hat verhältnismässig spät mit der Schokoladeverarbeitung begonnen, erst im Jahre 1803, als Ernesto Cima mit einigen gelernten Wanderarbeitern aus Italien sich im Kanton Tessin niederliess, um das neue Produkt herzustellen. Wohl konnte man die Schokolade schon früher, was z. B. aus den „Berner Avisblättlein" vom Jahre 1735 ersichtlich ist Dort hiess es in einer Nummer: „Zu verkaufen extra guter, frisch angekommener venezianischer Chocolat". Eine drollige Verkaufsanzeige von verschiedenen Waren zusammen war die folgende: „Frisch angekommener Chocolat mit und ohne Zucker, in billigen Preisen, etliche neue Matratzen, eine Kanonieruniform, so gut als neu"

Silben-Rätsel

Aus den Silben: a — bra — de — de — del — der — dith — e — e — e — ge — hieb — hut — i — ken — land — mi — na — ne — ne — nee — nen — nie — ohr — on — ra — ran — reh — rei — ren — ris — rit — ru — ta — ten — ten — ten — ter — tern — the — ti — u — wa — wald — wer — wie — wun, sind 19 Worte nachstehender Bedeutung zu suchen, deren erste und dritte Buchstaben (von oben nach unten gelesen) ein Worte von Jean Paul ergeben.

1. deutscher Dichter
2. Nachahmung
3. Adeliger
4. Apostel Grönlands
5. altertümliche Schriftzeichen
6. schiffstechnischer Ausdruck
7. griechische Göttin
8. Untiefen
9. feine Oeffnung
10. Frauenname
11. Bergrücken am Rhein
12. Abfluss des Ladogasees
13. Metall
14. Wildspeise
15. Quellfluss der Weser
16. griechische Göttin
17. Schlagverletzung
18. Sportart
19. Humanist

Geographisches Vorsetz-Rätsel

(Von E. B.)

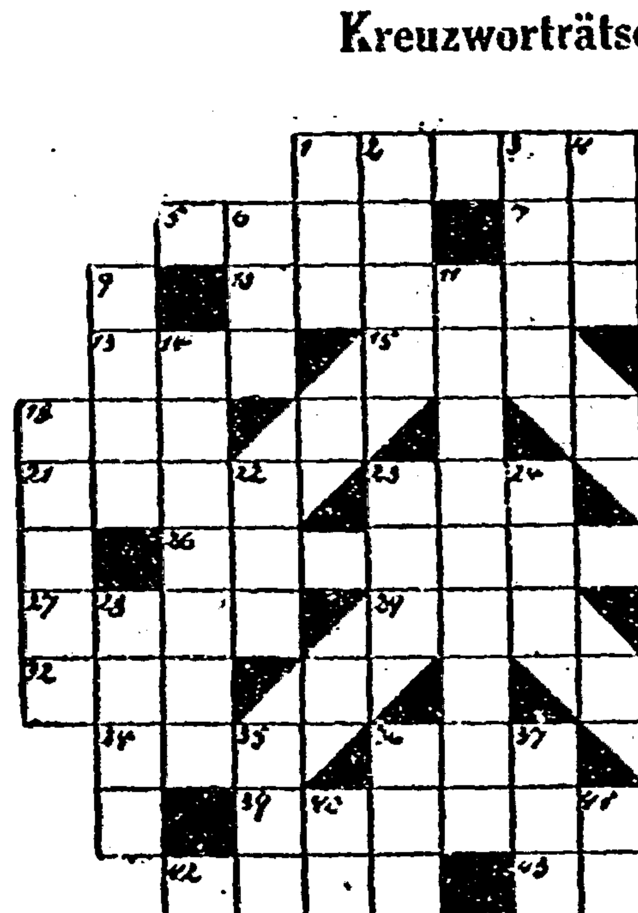
Dan, Ende, Land, Rum, Kar, Satz, Fort Villa, Gas, Garn, Stock, Lar.

Jedem der vorstehenden Wörter ist eine der nachstehenden alphabetisch geordneten Silben vorzusetzen, so dass neue sinnvolle Wörter, geographischer Bedeutung entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen eine südafrikanische Stadt.

am — bur — er — gas — hol — jor — nek — neu — ost — ro — se — un.

RÄTSEL

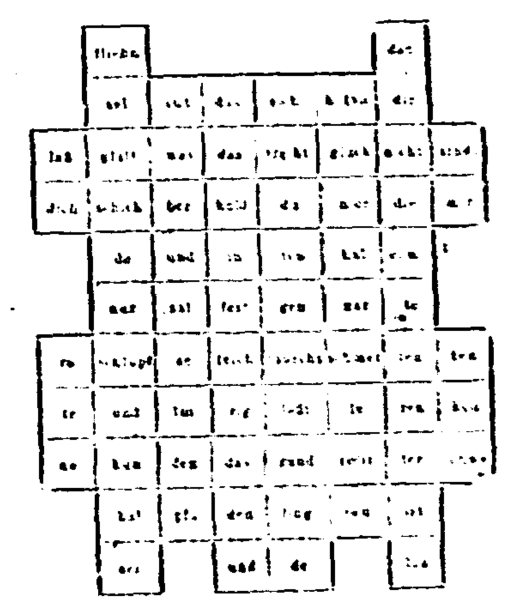
Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Naturerscheinung, 5. Raubtier, 7. französischer Männername, 10. geometrische Bezeichnung, 13. Teil des Theaterstückes, 15. Gewässer, 16. Stimmlage, 18. Schlange, 19. Erfrischung, 21 Gewürz, 23. Wappenvogel, 25. Bürotisch, 26. Erziehungsheim, 27. Pflanze, 29. Hoherpriester, 30. deutscher Maler, 32. Stadt in Italien, 33. Tiroler Ort, 34. Figur aus Peer Gynt, 36. nordamerikanischer Dichter, 38. Mädchenname, 39. der Geliebte der Hero, 42. orientalischer Titel, 43. Drama von Sudermann, 44. Teil der Wohnung.

Senkrecht: 1. Waldtier, 2. Liebesgott, 3. Nachkomme, 4. nicht alt, 6. Gattung, 8. Abkürzung für Staatenbund, 9. Stadt in Frankreich, 11. Schmuckstück, 12. Schreibart, 14. Hoherpriester, 17. Schlachtort in Schlesien, 18. Land in Indien, 20. Teil eines Handwerkzeuges, 22. japanische Münze, 23. wie 34, 24. König (französisch), 25. Stadt in Frankreich, 28. nordischer Männername, 31. Nebenfluss der Donau, 35. Höhenzug in Braunschweig, 36. Börsenausdruck, 37. gute Eigenschaft, 38. verrückt, 40. Schwur, 41. Sakrament.

Rösselsprung



Für Opernfreunde

(Von E. B.)

Aus nachstehenden Silben sind 16 Namen bedeutender Rollen zu bilden, deren Anfangsbuchstaben abwärts gelesen, den Titel einer Oper von Richard Strauss ergeben:

e — am — be — ca — da — de — di — do — dolf — e — en — er — es — ga — grin — hen — i — ke — len — lo — lo — lo — me — me — mil — mo — na — na — ne — ne — ne — ne — nel — ni — o — ri — ris — ro — ron — ru — sa — ti — the — ti — us — va — va — zal — zi.

1. weibliche Gestalt aus der Oper "Othello"
2. weibliche Gestalt aus der Oper "Die Meistersinger"
3. Titelheld einer Oper von Richard Wagner
4. männliche Figur aus der Oper "La Boheme"
5. Titelheld einer Oper von Weber
6. Titelheldin einer Oper von Richard Strauss
7. Titelheld einer Oper von Verdi
8. weibliche Gestalt aus der Oper "Bajazzo"
9. männliche Gestalt aus der Oper "Die verkaufte Braut"
10. weibliche Gestalt aus der Oper "Der Freischütz"
11. weibliche Gestalt aus der Oper "Die Hugenotten"
12. weibliche Gestalt aus der Oper "Aida"
13. Titelheld einer Oper von Richard Wagner
14. Titelheld einer Oper von Mozart
15. männliche Figur aus der Oper "Carmen"
16. weibliche Figur aus der Oper "Figaros Hochzeit"

Auflösung der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Goethe-Worte

1. Arsenal, 2. Leier, 3. Lanze, 4. Ephraim, 5. Sachsen, 6. Veilchen, 7. Eremit, 8. Religion, 9 Gage, 10. Atna, 11. Neisse, 12. Gletscher, 13. Lorelei, 14. Iduna, 15. Cincinnati, 16. Hastings, 17. Erika.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis (Goethe)

Silben-Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Amatigeige, 4 Pola, 5. Rede, 7. Libanon, 8. Benito, 9. Aster, 11. Ena, 12. Ebenit, 13. Tenne, 15. Ion, 16. Robinsonaden.

Senkrecht: 1. Alabaster, 2. Tirol, 3. Geranie, 4. Polianiten, 6. Detonation, 10. Chintoresse, 14. Nero, 15. Iden.

Domino-Rätsel

Unterm schlechten Kittel schlägt oft das beste Herz.

Besuchskarten-Rätsel

Geheimrat

Zerrissene Nerven / Von ADOLF KOELSCH

Nervendurchtrennung, als Unfallverletzung nicht selten und als Kampfverletzung schon im ersten Weltkrieg so häufig, dass bis zu 5 Prozent aller Körperschäden darauf entfielen, ist immer eine recht üble Sache. Wird ein sensibler oder Empfindungsnerv von ihr betroffen, so fällt das von ihm versorgte Sinnesgebiet oder der von ihm bediente Teil dieses Gebietes für die Wahrnehmung aus. Das Aufnahmeorgan ist gesund, desgleichen die zentrale Stelle, an der Sinnesreize zu einem Sinneseindruck, also zu einem angenehmen oder unangenehmen Berührungsgefühl, einem Wärmegefühl, einer Geschmacks- oder Geruchsempfindung usw. verarbeitet werden, Aber die Nachrichtenübermittlung ist durch den Nervenriss unterbrochen; der Anruf gelangt deswegen nicht zum Empfänger. Wird dagegen ein motorischer oder Bewegungsnerv durchtrennt, so ist die zentrale Befehlsübermittlung an den Muskel unmöglich gemacht, und das von diesem bediente oder mitbediente Organ tritt entweder überhaupt nicht in Aktion oder nicht so, wie es sollte; es ist gelähmt oder desorientiert.

Die Aussichten für eine Wiederherstellung sind in beiden Fällen nun allerdings gross, wenigstens beim nicht zu alten oder körperlich zu entkräfteten Menschen und Tier. Denn die Nervenzelle (Ganglion) gehört zu jenen Gewebselementen, die ihre Ausläufer, das sind die (oft meterlangen) "Nervenfasern", leicht regenerieren und auch richtig regenerieren, wenn man ihnen die nötige Zeit dazu lässt und den Prozess nicht durch unangebrachte Eingriffe stört. Goethe war noch ein junger Mann und die Zellenlehre noch nicht aus der Taufe gehoben, da wurde dieser Sachverhalt schon entdeckt, aber zunächst wenig beachtet. Später hat die Selbstwiederherstellung zerrissener Nervenverbindungen zu vielen Beobachtungen und Fragestellungen Anlass gegeben, aber auch heute sind noch nicht alle Rätsel dieses biologisch überaus interessanten Vorgangs gelöst.

Ueber allen Zweifel erhaben ist die Tatsache, dass die Wiederherstellung normaler Verhältnisse mit dem Zerfall und der Auflösung des abgeschnittenen Randstückes der Nerven beginnt. Dieser von seiner zentralen Bildungsstätte, der Ganglionzelle, abgeschnittene und damit entwurzelte Teil ist verloren, weil — wie bei einem abgeschnittenen Pflanzenzweig — die Zufuhr der notwendigen Nähr- und Betriebsstoffe unterbleibt; er welkt. Der Prozess des Welkens setzt (in messbarer Form) schon in der ersten Stunde nach der Abtrennung ein und schreitet so schnell fort, dass die Fähigkeit zur Erregungsleitung in dem welkenden Randstück bereits nach 50 bis 60 Stunden vollständig erloschen ist. Durch Reizung des abgeschnittenen Nervenastes kann der Verlust seiner Erregbarkeit sogar noch beschleunigt werden: begreiflicherweise; denn die zunächst noch vorhandenen Betriebsstoffreserven werden durch die vermehrte Inanspruchnahme nur um so schneller verbraucht. Allmählich wird auch die Fasersubstanz selbst aufgelöst, und ihre verquollenen Trümmer werden vom Körper durch Uebernahme ihrer Zerfallsprodukte in den Blutstrom entfernt.

Inzwischen verharrt auch der zentrale Nervenstumpf mit der ihm angeschlossenen Ganglienzelle nicht in Untätigkeit. Auch sie bleiben zunächst nicht ganz unberührt von der Verwundung und ihrem Schock. Aber sie erholen sich schnell, und schon bald nach der Entstehung des Schadens setzen am Ende des zentralen Nervenstumpfes, unter allerhand Umgruppierungen seiner Substanz, Wachstumsvorgänge ein, die zur Bildung eines neuen Nervenstrangs führen, der zum Ersatz des inzwischen abgestorbenen Randstücks bestimmt ist. Die Geschwindigkeit, mit der die wachsende Faser vorrückt, ist beachtlich; sie beträgt maximal bis anderthalb Millimeter pro Tag. Muss bei der Regeneration eine grosse Strecke bewältigt werden, so nimmt die Geschwindigkeit mit der Zeit allerdings zusehends ab; das Tempo des Prozesses verzögert sich, als würde die Anstrengung allmählich grösser. Bemerkenswert ist auch, dass von den vielen tausend Einzelfasern eines zerrissenen Hauptnervenstranges zunächst nur ein Bruchteil von der Wiederherstellungsströmung erfasst wird. Der neugebildete Nerv bleibt daher dünner. Nach fünf, sechs, sieben Monaten sind jedoch alle Fasern in den Regenerationsvorgang mit einbezogen, und eine Weile, nachdem der auswachsende Nerv das Ziel, dem er zustrebt, mit seinen Spitzenreitern erreicht hat, stellen sich auch im Durchmesser des Ersatzstückes wieder die normalen Verhältnisse her. Das vom zentralen Nervensystem (Rückenmarck, Gehirn) abgeschnitten gewesene Organ oder Organgebiet ist damit wieder an dieses angeschlossen und kann seine Aufgabe im Dienste des Ganzen wieder erfüllen.

Zwei wesentliche Fragen stehen noch aus: erstens, wer liefert das Baumaterial für die Bildung des neuen Nervs und dirigiert es an den richtigen Ort; zweitens, wie findet der neue Nerv das ihm zugehörige Ziel, also beispielsweise die Sinnesgebiete der Haut oder einen von der Rissstelle weit entfernten, etwa am Fuss sitzenden Muskelkomplex?

Die Baumaterialfrage kann heute einigermassen zufriedenstellend beantwortet werden. Denn Beobachtungen und Versuche haben ergeben, dass die Fasern des verbliebenen Stumpfes einen Teil ihrer Substanz zur Einleitung der Wiederherstellung opfern; die geopferten Teile werden später aus dem Nachschub wieder ersetzt, der aus dem Binnenraum der Nervenzelle hervor dem Faserstumpf zufliesst und auch dessen weiteres Auswachsen speist. Die organisatorische Lenkung aller dieser Arbeitsprozesse dürfte der zugeordneten Nervenzelle anvertraut sein, wobei sie sich bestimmter interner Botenstoffe zur Nachrichtenübermittlung an die Baustellen bedient.

Auf die Frage, wie der neue Nerv sein Ziel findet — was ja doch die Hauptsache ist — wird man von der Literatur nicht ohne Antwort gelassen. Sie lautet: der neue Nerv gelangt an den für ihn bestimmten Ort, indem er den Bahnen des alten, inzwischen zerfallenen Randstückes folgt. Diese Antwort drückt aus, was immer wieder beobachtet wird. In Wirklichkeit aber möchte man wissen, weshalb der neue Nerv gerade diesen Weg einschlägt und nicht einen beliebigen anderen, oder weshalb er nicht ratlos einfach ins Blaue wächst. Steuert er sich selbst bzw. steuert ihn die Ganglienzelle, aus der er hervorwächst? Kennt sie das Ziel? Und welcher Mittel bedient sie sich (falls die Lenkung bei ihr liegt), um den neuen Ausläufer auf dem richtigen Weg zu halten? Oder erfolgt die Lenkung vom Zielpunkt her, also von der anschlussbedürftigen Peripherie? Es wäre auch denkbar, dass Ziel und Ganglienzelle, trotz ihrer oft grossen räumlichen Trennung, zusammenwirken; denn durch den Säftestrom bleiben sie ja auch jetzt noch soweit verbunden, dass ein chemischer Nachrichtenaustausch zwischen ihnen stattfinden könnte. Ebenso gut wäre freilich auch möglich, dass eine ihnen übergeordnete dritte Instanz den auswachsenden Nervenast steuert.

Gerade über diese Seite des Wiederherstellungsphänomens weiss man nun aber nichts. Es gibt zwar Versuche, die auch in dieser Richtung vorgefühlt haben, aber Ergebnisse, an die sich eine brauchbare Deutung anknüpfen liesse, haben sie bisher nicht gezeitigt.

---

eine Gelegenheit verpassen, und zweitens würde es ordentlich dumm aussehen. Die Wirtin würde doch öffentlich erklären, dass er nur Röschens wegen gekommen, und die herzlose Ortschaft, alle Weinreisenden und Schenkwirte, alle Zivilstandsbeamten und Fabrikherren würden den aufgeschriebenen Bericht über diesen Umstand in grossen Buchstaben auf greulichen Plakaten auf allen Plätzen, in allen Wachtlokalen und in allen Weinstuben aufhängen . . . Beim Teufel, bei Gott, beileibe nicht! — Emil schwitzt noch mehr und fürchtet sich allmählich richtig. Er möchte gehen, fort, nur hinaus, nirgendswohin . . . Doch er kann nicht! Erstens muss er der Wirtin eine sachgemässe Antwort geben und zweitens ist Warten immer noch das Beste. Aber die einzige im Augenblick mögliche Antwort ist "Ja". —

Ehe er dieses ausspricht, blickt er die Wirtin mit dem Angesicht seiner ganzen Sorge an. Er sieht sie an, dass sie's merken müsste (ohne dass er es wollte), doch sie hat es nicht beachtet. Sie schaut ihn nur ebenfalls an und lächelt. Sie ist nicht böse. Zwar hat sie schon eine halbe Minute auf seinen Bescheid gewartet, doch sie weiss ja, was er aller Wahrscheinlichkeit nach sagen wird — was er vielmehr nach so langem Zögern sagen muss —, und darum blickt sie ihn mit einer Freundlichkeit an, die jede Antwort, die er erteilte, verstehen würde. Emil wird unruhig. Trotzdem ist er weniger sorgenvoll als die Wirtin freundlich ist. Man möchte fast sagen: sie ist teilnehmend. (An seiner Sorge nur oder auch an seiner Verliebtheit?) Sie ist so teilnehmend, dass nur auch Emil lächeln kann. Er erinnert sich seines leeren Bierglases, stösst mit der offenen Hand daran und reicht es in die ebenfalls gespreizte Hand der Wirtin, die sich wie zum Knix bewegt und davonschwebt.

Und Emil trinkt auch das neugefüllte Glas leer. — Er denkt zurück, wie er heute nachmittag in Freds Kellerbude gemetet hat. Lange Viertelstunden lang. Die Kameraden hatten aus der nahen Maschinenfabrik billiges Stahlblech gekriegt und bauten an einem Apparat herum, der für ihre Erfindung von Bedeutung werden sollte. Fred, der sich die innere, mechanische Gestaltung des Rotors zur Aufgabe gemacht hatte (es handelte sich um einen ganz neuen Entwurf des Elektromotors), arbeitete an einer Klemmwalze, die später mit der Achse, an der sich Emil zu schaffen machte, zusammengebracht werden sollte — und die [illegible] kleine Stahlplatten in d[illegible] die drehfertige Walze [illegible] und den geheimnisvollen "Neutron" erzeugen müsste, zusammen. Um das Nieten zu bewerkstelligen, bohrte er Löcher, nahm dann Nagel um Nagel aus einer tiefen Dose und probierte schliesslich das Zusammenklappen der verschiedenen Teile aus. Das Ganze war vorläufig erst ein Manöver, denn das endgültige Zusammensetzen sollte erst erfolgen, wenn man sich über alle Einzelheiten und Nöte des Gesamtplanes klar war . . .

Er denkt zurück und er erschrickt, wenn er diese Arbeit mit seiner jetzigen Beschäftigung vergleicht. Weil diese etwas so ganz Anderes ist, dass einem bange werden kann, wenn man sich überlegt, jemals die beiden Anfänge nebeneinander weiterzuführen . . .

Aber er erschrickt erst vollends, als er seinen Mund die Gestalt eines der Löcher im Stahlblech annehmen sieht. — Wo sieht er das? Im Bierglas? Er sieht es nirgends, er fühlt es nur, dass seine Lippen sich zu kreisrunden Oesen verziehen, und wenn er das Bier schlürft, Schluck um Schluck hinrinnenlassend, so fallen statt der schweren Nägel vom Nachmittag noch schwerere Eisenhammer in seinen Schlund. Und wie er das Spiegelbild der Löcher im Bierglase suchte, so schienen jetzt die sich mehrenden Gäste in der Wirtsstube auf ihn [illegible] (Wirklich — oder phantasiert er nur?) Denn der Abend schreitet — nicht eilig zwar, aber unerbittlich — vorwärts. Die einen Gäste sind gekommen, um ihr Abendbrot zu essen, die andern sind von der Stadt zurückgekehrt und "genehmigen" noch schnell einen Schoppen oder eine kleine Unterhaltung, bevor sie in ihr Ehehaus heimkehren. — Wann kommt der Wirt zurück? Jeden Augenblick kann er kommen. Und wo bleibt Röschen?

Die Zeiger der Wanduhr messen immer weiter. Und in den Westentaschen der Gäste messen die Taschenuhrenzeiger. Keine Zeit ist genau dieselbe wie die andere. Es ist vielmehr ein grosser närrischer Jahrmarkt von verschiedenen Zeiten, die sich alle gegenseitig über- oder unterbieten, die miteinander auf die Rennbahn gehen und alle miteinander feilgeboten sind. Und keine von allen ist Emils Zeit. Es scheint, als hätte er gar keine.

Die Wanduhrzeit war immer da. So lange die Uhr läuft, ist sie sogar massgebend — zum Beispiel für die Schliessung der Wirtschaft und des Hauses (in dem Röschen, wie sie sagte, isst und trinkt und schläft und träumt). Die Westentaschenzeiten dagegen sind die Privatangelegenheiten der sie Besitzenden und sind von diesen hierher mitgebracht worden — nur darum, weil die Trennung von ihren Zeiten für sie unbequem gewesen wäre. — Und je länger Emil über diese Zeiten nachdenkt, um so mehr dünkt ihn, dass er um alle persönliche, um alle gefasste und tröstende Zeit gekommen sei. Auch dünkt ihn, er sei nun schon längst an Röschens Zeit vorbeigegangen. Sonst wäre das Mädchen wohl dahergekommen. Endlich einmal.

DIE EINSAME / Von ANDRE FOELCKERSAM

Klas und Sören hatten die Klippen nach Eiderentennestern durchstöbert. Sie waren hinauf- und hinabgeklettert, über gestürzte Baumstämme, unter deren ausgerissenen Wurzeln sich kleine dunkle Tümpel gebildet hatten, durch Wacholder- und Erlengestrüpp und durch sumpfige Schluchten zwischen den Felswänden, in denen das Laub so dicht war, dass das Licht nur wie ein grüner Schimmer hineindrang. Sie hatten die Morastlöcher mit Stecken aufgewühlt, bereit, fortzulaufen, wenn sich eine Schlange zeigen sollte, und waren am Fuss einer Anhöhe auf einen Fuchsbau gestossen. Aber kein Tier zeigte sich in dieser heissen Mittagsstunde, nicht einmal ein Eichhorn. Jetzt lagerten sie auf der höchsten Stelle der Insel, einem Felsen, der sich wie ein Kegel, grau und nackt, über den dichten Baumkronen der Eichen erhob.

"Heute sieht man sie wieder", Klas zeigte mit dem runden Kinn auf eine der fernen Inseln.

Sören hob den Kopf. — "Ob man nicht doch mit dem Ruderboot hinkönnte? Wenn wir einen ganzen Tag ruderten . . ."

Die Jungen lagen auf die Arme gestützt an einer Felsspalte, aus der spärliches Gras und ein paar dünne lila Blumen wuchsen. Immer, wenn sie von hier oben über das Meer schauten, sprachen sie von jener schattenhaften Insel, die kaum noch erkennbar am Horizont lag, und die auf der Seekarte nur ein winziger Punkt war, über dem "Die Einsame" stand; immer wieder fragten sie sich, wie es dort wohl aussähe, ob da jemand lebe, und ob es ihnen doch einmal gelingen würde, hinzukommen.

Hinter den Inseln tauchte ein dunkler Punkt auf, der sich langsam fortbewegte und einen silbernen Streifen im Wasser hinterliess.

"Pettersons neues Motorboot", — Sören kaute an einem Grashalm. "Wenn wir den Kahn hätten . . ."

Der dunkle Punkt wuchs heran, es war ein grosses Boot, dessen hoher Bug das Wasser in schneller Fahrt durchschnitt. Jetzt verschwand es hinter einer Klippe, man hörte noch eine Zeitlang das Singen des Motors.

Die Jungen schwiegen. Klas hatte den Kopf auf die Arme gelegt. Er lag mit geschlossenen Augen und spürte den Wind, der auch an stillen Tagen über die Höhe strich. Er war müde und faul, und das Rauschen der Baumkronen unterhalb des Felsens machte ihn schläfrig. Neben dem Rauschen der Bäume hörte er jetzt noch ein anderes Geräusch, ein Brummen, das rasch lauter wurde.

"Ein Flugzeug!" Sören war aufgesprungen.

Sie blickten zum Himmel auf. Das Flugzeug zog donnernd über die Insel hinweg und verschwand.

"Ich würde alles drum geben, um einmal zu fliegen." Klas sah dem Flugzeug nach. "Verflucht nochmal, dann wären wir in fünf Minuten über der "Einsamen"!"

Sören begann vorsichtig, mit gebeugten Knien den steilen Abhang hinabzusteigen. Klas folgte ihm. Sie kletterten die Felswand hinunter, indem sie sich an Vorsprüngen und vereinzelten verkümmerten Fichten, die aus den Felsspalten wuchsen, festhielten.

"Hier geht's nicht weiter." Sören wandte sich zurück. Er setzte den Fuss auf, aber das trockne Moos hatte sich gelöst, und er glitt, die Moosschicht mit sich reissend, über den Rand des Abhangs. Es gelang ihm, sich im Fallen mit den Händen an einer Spalte festzuhalten. Er hing an der Felswand, stumm vor Schreck.

"Halt dich bloss fest, ich komm schon!" Klas stiess das Moos vor seinen Füssen ab. Er fasste den Ast einer kleinen Eberesche. "Halt dich fest! Gleich helf ich dir!

Sören hatte die Sprache wiedergefunden. "Da unten sind lauter Steine", sagte er weinerlich. "Ich kann nicht hinuntergucken . . ."

"Das brauchst du auch gar nicht, du Esel. Sieh hierher!" Klas hielt sich mit der linken Hand an der Eberesche fest und beugte sich so weit vor, bis er mit der rechten Hand Sören am Kragen fassen konnte. "Setz den Fuss in die Spalte . . . so, jetzt mit dem Knie rauf!" Klas hatte Sören hinaufgezogen; der Kleine hielt sich schon an einem Wachholderstrauss fest. Klas liess Sörens Kragen los und wollte sich aufrichten. Der Ast, an dem er sich festhielt, brach, und er stürzte, an der gleichen Stelle wie Sören, über den Rand des Abhangs.

Klas öffnete die Augen. Ueber ihm war der Himmel voller Sterne. Die Sterne funkelten und flimmerten. "Wo ist Sören geblieben", dachte er. Er tastete mit den Händen nach der Felswand, aber seine Hände griffen in die Luft. Sein rechtes Bein fühlte sich seltsam leblos an, er konnte sich nicht rühren. Er hörte das Meer rauschen, und wandte den Kopf:

"Er ist aufgewacht", sagte eine Stimme über ihm, und Klas erkannte die alte Frau Nyberg. Er verstand plötzlich, dass er auf der Landungsbrücke lag, auf einer Bettstelle. Er erkannte jetzt auch verschiedene Menschen, die um ihn herumstanden, und er hörte sie sprechen.

"Sören?" sagte Klas leise.

Sörens kleine Gestalt tauchte aus dem Dunkel auf. "Der Konservator sagt, dein Bein sei gebrochen. Du wirst fortgebracht, ins Krankenhaus, mit dem Ambulanzflugzeug", haspelte er aufgeregt; er konnte nicht schnell genug die Neuigkeit erzählen, die Klas durch seine Ohnmacht versäumt hatte. "Dein Kopf ist auch kaputt, du hast ganz schrecklich geblutet, und du lagst wie tot, als sie dich aufhoben, und Bertil lief gleich nach dem Konservator. Und jetzt wirst du fliegen! Hast du aber Glück! Pass gut auf, damit du mir später erzählst, wie es war. Kann ich deine Angel haben, solange du fort bist?"

"Ich muss sterben", dachte Klas. Er hatte keine Schmerzen, solange er Kopf und Bein nicht bewegte. Vielleicht war es gar nicht schwer, zu sterben. Er überlegte rasch, was er Sören von seinen Sachen geben könnte, und entschied sich für einen kleinen Segelkutter, den der alte Nyberg ihm geschnitzt hatte. Nun ja, und die Angel, die konnte er auch behalten. Bertil sollte sein Vergrösserungsglas haben, und Erik und Sigvart . . .

"Es kommt!" rief Pettersson.

Durch die Stille klang ein fernes Brummen. Alle Köpfe wandten sich gleichzeitig der Richtung zu, aus der das Flugzeug kommen musste. Jetzt tauchte es hinter der Insel auf, ein grüner und roter Stern. Es zog in einem weiten Bogen über den nächtlichen Himmel, verschwand hinter der Landzunge und kam wieder, aber diesmal niedriger.

"Es sucht den besten Landungsplatz", sagte jemand.

Das Flugzeug ging über dem Wasser nieder und glitt schwankend an die Landungsbrücke heran . . .

Klas lag auf einer Bahre. Durch das Fenster sah er die Gestalten auf der Brücke. Der Motor sprang don-

FRUEHLING

Von Hugo von Bergen

Dringt das Klappern einer Schreibmaschine
Durch das offne Fenster des Büros
Und du fragst erstaunt, wer sie bediene,
Was Besondres, dünkt dich, sei da los.

Klingt es doch so lieblich und beschwingt,
Wie du's nie vernommen hast im Leben;
Ist es möglich, denkst du, kann's das geben,
Dass ein solches Wesen also singt?

Und schon zögerst du, bleibst lauschend stehn:
Vögel scheinen drauf herumzuhüpfen
Und die Tasten munter anzutüpfen —
Da, im Fensterspiegel kannst du's sehn!

Blondes Köpfchen, leicht nach vorn geneigt,
Schlanker Hals, umwallt von Seidenlocken;
Halb beschämt erkennst du, halb erschrocken,
Dass sich auch ein Jünglingsantlitz zeigt . . .

Und du gehst. Dein Herz, was regt es sich?
Spürt es längst vergangne Frühlingstage?
Rührt der Hauch es einer schönen Sage?
Oder ahnt es, wem das Antlitz glich?

---

abgeflogen. Aber nie wird es so schlimm, wie man fürchtet, nie so schön, wie man hofft. Das Militär rettete mich. Unter einigen Offizieren, die zum Skilaufen abkommandiert waren und im Hotel wohnten — weshalb erhalten nicht auch Zivilisten solche Anweisungen? — gefiel Adelen, der Guten, der Rangälteste. Die Grossmutter nahm mit einem Neuankömmling vorlieb und ich war frei.

Dieser Umschwung in den internen Zuständen des Hotels wirkte sich nach allen Richtungen hin aus. Zuerst im Wichtigsten, dem Wetter. Ich hatte die Gegend kaum wieder erkannt, als ich ankam. Das inzwischen erweiterte Hotel war bis auf den letzten Platz besetzt, am Fusse des Catedral lag tiefer Schnee, es war undenkbar, ohne Skier und Felle zur Hütte oder zum Condor aufzusteigen. Die Vorbedingungen konnten nicht prächtiger sein. Aber dann war ein föhnartiger Wind gekommen und hatte Regen gebracht [illegible] und das Wasser grub Rinnen in die Schneefelder, dass sie aussahen, wie Walfischhaut und man später, als sie gefroren, das Gefühl hatte, über Wellblech zu fahren. Die Sonne . . . Hatte sie je geschienen? Dazu die Grossmutter. Es war eigentlich viel auf einmal. Sozusagen eine Zumutung. Gerade als in mir der Grimm märchenhaft anzuschwellen drohte, am Tage, da Adele, die Gute, mich verliess oder freigab, schneite es ausgiebig die ganze Nacht hindurch, am Morgen schon blieb kein Wölkchen am Himmel, die Sonne schien, strahlte, lachte, es wurde zauberhaft schön. Ich sass am Tisch mit zwei sportbegeisterten jungen Mädchen und zwei jungen Skifahrern von Rang, die schon Rennen gewonnen hatten und sich auch am bevorstehenden Abfahrtsrennen und Slalom beteiligen würden. Von ihrem Ruhm färbte auch auf mich etwas ab. Ich stieg zum Skilift hinauf, liess mich in die Höhe ziehen und kam gemächlich und doch zuweilen bei weitem zu schnell für meine Ansprüche wieder hinuntergefahren, einmal, zweimal, zehnmal am Tage, es war eine Lust zu leben. Ich stürzte und stand wieder auf, zog mir ehrenvolle Wunden zu und versuchte gegen alle Regeln auf der Nase Schlitten zu fahren, es gab keine Vorschrift über würdevolles Benehmen, gegen die ich auf den Brettern nicht verstossen hätte. Hinwiederum: das galt für alle. Ein sechzigjähriger Filmmagnat schälte sich unmittelbar in meiner Nähe im Skifeld aus dem Schnee, stellte sich vor und konsultierte mich über voraussichtliche Rückwirkungen der politischen und wirtschaftlichen Lage. Eigentlich waren Ort und Zeit solchen Gesprächen nicht günstig. Man hatte andere oder gar keine Sorgen, je nachdem wie man die Kunst des Skilaufens beherrschte. Prall schien die Sonne auf den glitzernden Schnee, am Skilift kam einer nach dem anderen hinaufgefahren — klick machte die Drahtseilrolle beim Vorbeifahren — die guten Fahrer sausten in eleganten Schwüngen im stiebenden Schnee hinunter, die mittelmässigen versuchten es, ihnen nachzutun und überschlugen sich, die schlechten rappelten sich immer wieder hoch, allen gemeinsam aber war die Freude an diesem gesunden Sport in der freien, schönen, übersonnten, winterlichen Berglandschaft der südlichen Kordillere.

Neue Gesichter tauchten auf, junge, hübsche, lustige, erlebnisfrohe. Achtzehn, zwanzig, dreiundzwanzig Jahre. Ingeborg und Helga, Annemarie, Lulli und Sybill. Und Gisela, die siebzehnjährige Gazelle, neugierig und auch schon bewusst; ich widmete ihr zwei Portionen Eis und einen Walzer. Adele tanzte mit ihrem Obersten. Ich sass mit meinen Tischgenossen nach des Tages Last und Mühen in der Diele, liess Wiener Weisen, Jazz und Tango am Ohr vorbeiziehen und schaute zu. Und dann stellte sich heraus: mit Ingeborgs Mutter hatte ich, wie lange war es denn nur her, Tennis gespielt, als sie selber nicht älter war, und mit der von Helga getanzt, noch ehe sie verlobt war. Annemaries Grossmutter hatte ich gekannt, als sie noch gar keine alte Frau gewesen war. Und da sass ich nun mit all dieser Jugend, lief Ski, tanzte und tat so, als ob . . . als ob die Zeit stillgestanden wäre unterdessen. Ein Paar dunkle, ausdrucksvolle, kluge Augen in einem rassig geschnittenen Gesicht verfolgte mich. Oder sahen sie an mir vorbei? Wahrscheinlich. Aber was tat's. Skifahren heisst jung sein. Die Erinnerung daran ist ein schöner Traum. Die Personen dieses Traums sind, wie ich schon sagte, frei erfunden. Also bitte: nicht nachforschen.

E. F. A.

EIN UNGEKLÄRTER FALL

VON ERNST GÜNTHER

Sie sassen auf der Terrasse des Grand Hotels in Brissago, der Justizminister aus Stockholm, ein Schweizer Industrieller und der Polizeichef aus Paris. Die Nacht war schwül, hin und wieder kam vom See her ein leiser Luftzug, mild und schmeichelnd, und der silbern schimmernde Mond fing sich in den zitternden Zypressen, die von seltsamem Glanz übergossen schienen. Sie waren allein. Vor ihnen standen die halbgeleerten Gläser. "Lacrimae Christi" hiess der wundertätige Wein, der entspannte und die Zunge löste. Die Worte, die durch die Stille drangen, waren besonnen und wohlgeformt.

Man sprach über die Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes. "Wir nehmen dieses und jenes wahr", sagte der Schweizer, "und versuchen daraus Dinge zu entwickeln. Und haben wir richtig gefolgert, so glauben wir wunder, was wir erreicht haben."

"Was bedeutet überhaupt der Erfolg?" wandte der Minister ein, "man tut das, was man für richtig hält, was der Augenblick erfordert, aber die Historie wird uns möglicherweise schlüssig zeigen, dass das Gegenteil das Vernünftige, das Zeitbedingte gewesen war."

"Lassen Sie mich eine Geschichte erzählen", — der Franzose hob das Glas und nahm einen tiefen Schluck — "es ist eine sehr merkwürdige Geschichte. Wenn man mich nach meinem schwierigsten Fall frägt, hüte ich mich, davon zu sprechen. Es ist nicht gut, eben in der Erkenntnis der Unzulänglichkeit, allzu freimütig zu sein."

Eine zarte Wolke hatte sich wie ein Schleier über den Mond gelegt. Irgendwo in der Ferne verhallten ein paar wehmütige Akkorde.

"Im Norden von Paris, in der Nähe von St. Denis, lag eine kleine Fabrik; sie stellte landwirtschaftliche Maschinen her, glaube ich, ein gutes, solides Unternehmen, nicht künstlich aufgeputzt wie heute so manche. Die Besitzer waren zwei Brüder, Etienne, ein Hüne, Muskeln wie ein Athlet, und Henri, untersetzt, nicht so kräftig, aber ausdauernd, Bauernsöhne aus der Provence, die, kaum flügge geworden, nach Paris gekommen waren. Sie hatten die gleichen Interessen, die des anspruchsvoll-anspruchslosen Bürgers, es einmal zu Ansehen und Wohlstand zu bringen, und die Gemeinschaftlichkeit machte sie zäh. Sie standen von morgens bis abends an der Drehbank, versagten sich jede Vergnügung, Liebe war für sie nur eine körperliche Funktion, und sie zogen sich Spott und Verachtung ihrer Arbeitskollegen zu, die solcher Art Lebensführung verständnislos und abweisend gegenüberstanden. Aber der Erfolg, oder das, was wir eben so nennen, gab ihnen recht. Zuerst war es eine bescheidene Werkstatt, die sie selbständig betrieben; die bauten sie dann aus, und, wie gesagt, zum Schluss war es eine kleine Fabrik mit dreissig oder vierzig Arbeitern, die pünktlich am Wochenende ihren Lohn erhielten. Aber stellt sich der Erfolg ein, besser, beginnt die Arbeit einmal Ertrag abzuwerfen — das ist im allgemeinen wohl dasselbe —, dann wandeln sich die Menschen.

Solange Spargroschen zusammengetragen wurden, jeder gab das gleiche, solange also eine unausgesprochene Kontrolle über den anderen bestand, so lange ging alles gut. Nun aber, da beide wussten, dass sie zwar nicht unabhängig voneinander waren, sich aber über die Verwendung des ihnen zustehenden Geldes gegenseitig keine Rechenschaft ablegen mussten, wurden sie misstrauisch. Es trat das Privatleben, das es bisher nicht gab, auch nicht geben durfte, zwischen sie. Wir kennen das alles ja an uns selbst: es ist nicht die Angst, von dem anderen übervorteilt zu werden, bewahre, es ist die Furcht, nach den jahrelangen Entbehrungen den "Erfolg" nicht genügend auszukosten, der Argwohn, der andere könnte den Ertrag genüsserischer verwenden. Nie sprachen sie darüber. Niemand verspürte die Entfremdung. Aber es blieb ein gegenseitiges Sich-Umschleichen, harmlos klingende Fragen bargen ein gespanntes Lauern.

Als Etienne dann heiratete, ein ältliches Mädchen namens Therese, das aber in Ermangelung sonderlicher Vorzüge 100.000 Francs in die Ehe brachte — ganz beiläufig hatte er eines Tages dem Bruder die unmittelbar bevorstehende Tatsache erzählt — da traten die Gegensätze, die ja keine Gegensätze waren, sondern in gleichen Menschen hatten die gleichen Ursachen gleiche Wirkungen erzeugt, da also traten, sagen wir richtig, die verborgenen, uneingestandenen Feindseligkeiten offen zu Tage. Etiennes Frau war nicht klug genug, zu sehen, was hier gespielt wurde. Statt zu besänftigen, statt dieses unsinnige Rennen um den Genuss des Lebens abzustoppen, glaubte sie selbst die Interessen ihres Mannes wahrnehmen zu sollen. Und so setzte sie es durch — gegen den Willen Henris, der jeden erdenklichen Widerstand leistete —, dass ihr Geld in der Fabrik angelegt wurde, die damals zu ihrem Ausbau ein kleines Kapital benötigte, das Therese zinslos zur Verfügung stellte.

Damit war Henri endgültig unterlegen. Er hatte — mit Recht — das Gefühl, nicht mehr gleichberechtigter Partner zu sein, und das Ehepaar tat nichts, um ihm dieses niederdrückende Bewusstsein zu nehmen. Bricht einmal zwischen Menschen, mögen sie durch gemeinsames Leben noch so fest zusammengeschmiedet sein, der Kampf aus, so gibt es keine Rücksicht, keine Gnade, und unbarmherzig wird er zu Ende geführt. Dass Henri dem Bruder nie etwas zu Leide getan hatte, dass aus dem Nichts um Nichts gestritten wurde — wer war sich dessen bewusst? Ob eine Aussprache zwischen den Brüdern geholfen hätte? Ich weiss es nicht. Je grundloser ein Zwist ist, umso unversöhnlicher sind die Gegner.

Schon merkte man es in der Fabrik. Als man die Schreibtische, an denen sich die beiden jahrelang gegenübergesessen hatten, zur Wand stellte, sodass die Brüder sich den Rücken zukehrten, wurde man aufmerksam. Aber auf die Dauer ging auch das nicht. Das Zimmer war voller Hass. Es wurde nur das Nötigste, Unvermeidliche gesprochen. Therese könnte es sich nicht versagen, gelegentliche Besuche in der Fabrik zu machen. Sie sprach unbekümmert von geschäftlichen Möglichkeiten, in die Henri nicht eingeweiht war, setzte aber seine Kenntnis — eine Quälerei sondergleichen — als selbstverständlich voraus. Henri wand sich wie ein getretenes Tier. Er konnte und durfte nicht zugeben, dass man ihn ausgeschaltet hatte, machte törichte Einwände und sah an den Blicken, die sich Bruder und Schwägerin zuwarfen, wie sie sich an seiner Verlegenheit ergötzten. Und er wagte nicht, sich aufzubäumen. Eines Tages, da Etienne in sein Büro kam, war Henris Schreibtisch verschwunden. Der Bruder war in einen Raum, ein Stockwerk höher, in dem vorher Gerümpel gestanden hatte, umgezogen. Der Konflikt war jetzt offenbar geworden.

Vier Wochen, nachdem Henri das Feld geräumt hatte, es war ein bitterkalter Tag, wurden meine Beamten in die Fabrik gerufen. Auf dem Hof lag, eine blutende Masse, die Leiche Henris. Das Fenster seines Zimmers im zweiten Stockwerk war weit geöffnet. Der erste Augenschein liess auf Selbstmord schliessen. Aber die Vernehmungen ergaben dann ein ganz anderes Bild. Es hatten sich sofort Zeugen gemeldet — es zeigte sich, dass Henri in dem Werk die grösseren Sympathien genossen —, die laut und eindeutig von Mord sprachen. Vormittags um 10 Uhr sei Etienne zu Henri hinaufgegangen, wie es in der letzten Zeit täglich nur einmal geschah, und die Unterredung sei ausserordentlich heftig gewesen. Man habe nur Brocken verstanden. "Du Faulpelz", habe Etienne gerufen, "Dummheiten machst du hier und stiehlst mir mein Geld, es wird Zeit, dass du dich wegscherst." Henri habe geschrien, dass man es durch das ganze Haus hörte: "Fass mich nicht an, Hilfe, er will mich töten, schliesse das Zimmer nicht ab, Mörder, Mörder!" Man sei auf den Hof gelaufen, da lag Henri schon tot auf dem Pflaster.

Wir haben Etienne sofort festgenommen. Mit stieren Augen stand er noch im Zimmer des Bruders, in dem Tisch und Stühle umgeworfen waren — der Schauplatz eines fürchterlichen Ringens, das sah man auf den ersten Blick. Er liess sich willenlos und wie geistesabwesend festnehmen. Ich habe ihn dann am nächsten Tag selbst verhört. Ob er die Wahrheit sagte, ich weiss es nicht. Er habe, als er zu Henri hinaufkam, dort bereits ein Trümmerfeld gefunden. Henri müsse schwer gearbeitet haben, um dieses wilde Durcheinander herzustellen. Er habe ihm Vorhaltungen gemacht — was die Zeugen gesagt hätten, sei ungefähr richtig. Henri sei aufgesprungen, habe die Tür verschlossen und dann brüllend herausgeschrien, was die Zeugen gehört haben. Er, Etienne, habe fassungslos dagestanden, unfähig zu begreifen, was vorgehe. Zuerst habe er geglaubt, der Bruder sei wahnsinnig geworden. Dann habe sich Henri aufs Fensterbrett geschwungen, offenbar in der Absicht, sich hinauszustürzen. Etienne will den Versuch gemacht haben, ihn zurückzuhalten, dabei kam es zu einem erbitterten Kampf. Henri habe ihm schliesslich einen Stoss versetzt; Etienne liess, so sagte er, los, und Henri hatte sich in die Tiefe geworfen. Bei dieser Darstellung ist Etienne bis heute geblieben. Ich habe ihn im Gefängnis nach seiner Verurteilung besucht. Er ist ruhig und gefasst und sagt, er sei unschuldig."

Der Polizeipräfekt verstummte. Lange blieb es still. Dann sprach der Schweizer bedächtig: „Und glauben Sie, dass Etienne ein Mörder ist?"

"Ob er ein Mörder ist?" wiederholte der Franzose leise, "wie oft glauben Sie, habe ich mir die Frage vorgelegt. Wir haben die Spuren genau geprüft, ich habe Spezialisten aus London zugezogen, um ja nichts zu unterlassen, aber es sprach alles für Mord."

Der Justizminister aus Stockholm, der die ganze Zeit nachdenklich vor sich hingeblickt hatte, zündete sich eine Zigarre an. "Sie glauben im tiefsten Innern natürlich nicht daran, Herr Präfekt. Denn wenn Henri, der unsagbar gelitten haben muss, sich entschloss, Selbstmord zu verüben, um den Bruder ins Unglück zu stürzen, dann hat er diesen Plan wochenlang, monatelang vielleicht, mit sich getragen und jede Einzelheit überlegt und im voraus bedacht. Denn das war ja kein Opfer —, das war, wenn man so sagen darf, eine Rachetat, eine teuflische Rache, dem Hirn eines Verzweifelten entsprungen."

Der Schweizer war anderer Ansicht. "Etienne hatte Henri besiegt; wie er ihn besiegt hat, fair oder unfair, steht nicht zur Debatte. Für ihn war Henri kein Faktor mehr, er war nicht mehr wichtig, existierte vielleicht in seinen Erwägungen überhaupt nicht mehr. Aber er störte: denn er lebte noch. Er war lästig. Warum sollte Etienne nicht umgekehrt den Bruder auf diese Weise beseitigt haben, um einen Selbstmord glauben zu lassen, und Henri hat sich mit allen Kräften gewehrt und geschrien? Henri hat doch die ganze Zeit die Demütigungen geschluckt, woher dann plötzlich die Energie?"

"Sie sehen", der Polizeichef hatte ein paar Zündhölzer zerknickt, die auf dem Tische lagen, "hier gibt es kein Ja und kein Nein. Ich bin ehrlich genug, Ihnen zu bekennen, ich weiss nicht, ob Etienne ein Mörder ist. Ich könnte mich herausreden, wenn ich sagte, er ist ein moralischer Mörder, er hätte auf jeden Fall die Tat verschuldet. Ich könnte sagen, die Verantwortung liegt beim Gericht, das ihn verurteilt hat. Ich will es mir nicht so leicht machen. Es ist ehrlicher, einmal "nescio" zu sagen, als sich einzureden, man habe eine Lösung gefunden."

Im Osten bleichte der Nachthimmel.

"Ich glaube, es ist Zeit, zur Ruhe zu gehen", sagte der Schweizer.

Klagend schlug eine Nachtigall an.

---

nernd an. Klas fühlte, wie das Flugzeug übers Wasser schoss und sich plötzlich steil in die Luft hob.

"Ich fliege", dachte er. Er sah den Sternenhimmel über sich, und ob und zu sah er tief unten etwas blinken. Das musste das Meer sein. "Vielleicht fliegen wir jetzt über der 'Einsamen'," dachte Klas. Rings um ihn brauste es wie in den Kronen der alten Eichen unterhalb des Felskegels, wenn der Sturm über die Insel fuhr.

Das Flugzeug trug ihn höher und höher hinauf. Die Sterne funkelten, nah und gross. Klas fühlte sich sonderbar leicht und angenehm müde. "Vielleicht ist das schon das Sterben", dachte er und schloss die Augen.

Das Rauschen in den Eichbäumen wurde immer stärker; es war jetzt nichts mehr um ihn als das Brausen. . . .

"Decken Sie ihn zu", sagte eine Stimme.

Klas fühlte, wie etwas Weiches und Warmes über ihn gelegt wurde. Es war plötzlich blendend hell um ihn, eine silberne Sonne schien ihm ins Gesicht. Vor ihm bewegten sich weisse Gestalten mit grossen Flügeln, die auf und ab wippten. Jemand beugte sich über ihn, und die Flügel bewegten sich ganz nah um ein junges, ernstes Gesicht.

Es wurde dunkel und wieder hell, viele weisse Türen öffneten sich, und Klas schwebte und schaukelte hindurch. Neben ihm ging jemand in einem weiten weissen Gewand, das leise raschelte.

"Bin ich gestorben?", fragte Klas. Jemand lachte hinter ihm. Die weisse Gestalt wandte sich um, und er sah wieder das junge, ernste Gesicht, das jetzt auch lächelte.

"Nein, das bist du wahrhaftig nicht", sagte eine Männerstimme über seinem Kopf. "Du bist nur noch ein wenig durcheinander von der Narkose. Aber in zwei Wochen läufst du wieder umher."

Klas seufzte zufrieden. Es war sehr schön, dass er nicht gestorben war. Jetzt würden Sören und er doch noch einmal zur "Einsamen" rudern.

IN DER "REBLAUBE"

AUS DEM ROMAN "BLUEHENDE ZWEIGE" VON HUGO WATTLER

Gestern ist Emil zum erstenmal in der "Reblaube" gewesen. Zufällig hineingeführt von einigen alten Kameraden. Zwei davon sind jetzt in Walders Zigarrenfabrik beschäftigt; der dritte aber steht mit ihm zurzeit auf der Strasse — wo ist das? — und verbringt seine Stunden und Tage in ähnlicher Weise wie Emil, oft gemeinsam mit ihm. Einer ist aber nur der Kamerad des andern, und das ist eine Schulstufe tiefer als Freundsein, sagt Emil. — Das, was sie zusammen tun, nennen viele Leute, Zeitungen und Bücher "Basteln"; doch versuchen sie immer wieder, eine volle Tätigkeit daraus zu gewinnen, etwas, das in der Technik, ja in der Industrie eine Rolle spielen könnte und das nicht nur in einer Zeitschrift von Bastlern besprochen würde. Suchen sie eine Erfindung? Vielleicht, sie wissen es selbst nicht. Suchen sie damit Geld zu verdienen, sich ein Einkommen zu sichern? Gewiss, doch wie das angestellt werden mag, weiss heute noch niemand. Das kommt frühestens morgen oder übermorgen heraus, ist eine Angelegenheit nicht nur von Stunden, sondern von Monaten, und tritt nur Stück um Stück zu Tage . . .

Da sie aber in die "Reblaube" kamen, angeführt von den ordentlich verdienenden Genossen (so nennt man sie), tranken sie einige Glas Bier und sahen Röschen. (Der Begriff „Glas" ist in diesem Falle, wo er nicht den Behälter, sondern die Menge der zu geniessenden Flüssigkeit bezeichnet, ganz undeklinierbar. Darum kann man nicht sagen: sie tranken einige Gläser . . .) Die Herren und die bessern Reisenden dagegen trinken Wein und sitzen in einer andern Stube — derselben Wirtschaft —, welche Weinstube genannt wird. Dort bieten sie auch Röschen zu trinken an, ja sie müssen anbieten, wenn sie nicht Deserteure sein wollen. Und Röschen trinkt lachend mit, ja sie muss lachen und trinken — sonst wird sie ausgelacht und verbannt. Man würde sogar sagen, sie verstehe ihr Gewerbe nicht, und sicher würde sie weniger, nicht richtig oder gar nichts verdienen . . . O schmächtiges Wort! Röschen muss trinken und lachen, weil es zum Geschäft gehört. Der Wein wird rascher getrunken, die Flasche wird bälder leer und ruft schneller einer zweiten oder dritten. Und der Wirt reibt seine Hände — nicht nur in Unschuld, sondern auch im Zwielicht der Dämmerung; er spricht zwar mehr mit den andern, den weniger konsumierenden (auf deutsch: zahlenden) Gästen; doch derweil kann er mit gespitzten Mundwinkeln hinüberschielen, kann mit den Fingern auf die Tischplatte trommeln, seine Augen schonen und vergnüglich blinzelnd den quietschenden Geräuschen horchen. — Und all das zusammen heisst Geschäft.

Dennoch war Röschen eine Weile bei den Burschen gewesen. Sie sass bei ihnen, den begierigen und doch noch ungehobelten Gesellen, die es noch nicht recht anzustellen wussten. Sie plauderte mit ihnen: dummes aber verlockendes Zeug. Und das hat Emil gefallen. Nicht weil er dumm wäre, sondern, weil es lockte. Was braucht es denn mehr? Und doch hat ihm nicht das allein gefallen.

Röschen ist erschienen. Nicht wie ein Gespenst und doch wie ein Spuk. — Neunzehn mag sie sein. Emil hat sich bisher nicht viele Gedanken darüber gemacht, wie „Sie" nun aussehen müsste. Er wusste nur, dass sie ihm gefallen würde. Doch als Röschen erschien, da wusste er plötzlich, welches seine Wünsche gewesen.

Waren die Burschen denn früher nie in der "Reblaube?" Wer weiss es! Emil war nicht dabei. Nun aber ist er da und sucht sich darein zu finden, dass sie — sollen wir es umschreiben mit: sein Mädchen . . .? — so aussieht. Heute ist er sogar allein da und sieht sie, wenn sie vorübergeht, aus seiner alleinen Gegenwart an.

Röschen lächelt. Röschen plaudert. Röschen stellt die Arme auf den Tisch. Die Knöchel ihrer Ellbogen glitzern im Scheine der elektrischen Lampe. Denn sie hat weisse Knöchel. Und eine feine Haut spannt sich darüber. Die Finger steigen, während die Handballen den Kopf stützen, langsam gegen Stirnhaut hinauf. Nur wenig [illegible] die Wanne in Fältchen, . . . dass nur selten straffe Grübchen darin entstehen. Ueber und unter den Grübchen aber ist das Lächeln Wessen Lächeln? Eines Weibes? Einer Frau? Nur eines Kindes?

Das alles hat Emil sehr gelacht, und darum ist er heute wieder da. — Der [illegible] gestrige Tag hat aber noch ein Ereignis geschenkt.

Röschen sagte während der Sitzung zu Robert, einem der "arbeitenden" (welches Wort wenn man es in Gänsefüsschen setzt, auch das [illegible]

„Warum gehen Sie in eine Wirtschaft?"

Und Robert antwortete:

"Hm? Das weiss ich nicht. Was soll man nach dem Feierabend denn sonst anfangen?"

"Seid ihr denn alle grad von der Arbeit weg hierher gekommen?"

Robert erwiderte unsicher, doch mit herausforderndem Lächeln:

„Nun nicht alle. Einige waren zuerst zu Hause, bevor sie kamen. Einige sind immer zu Hause".

Da hatten Emil und Fred, sein näherer Kamerad, rote Köpfe bekommen, so dass der Redende schnell ergänzte:

"Aber wir sind alles Freunde."

Und Röschen eilte weg, um einem Herrn in den Mantel zu helfen. Als sie zurückkam, war Schweigen am Tisch. Sie drehte ihren Mund um die halbe Achse und scherzte:

"Ich habe euch schon oft gesehen."

"Wirklich?" errötete Emil zum zweitenmal.

Röschen antwortete:

"Warum nicht! Solche Leute sieht man doch überall." Und Robert kniff sie in den Schenkel. Röschen schrie kurz und lachend, doch Emil ward zornig darüber. Dann stand sie wieder auf und befahl der Gesellschaft, eine neue Runde zu bestellen. Nachdem sie das Bier gebracht — vier Glas — und sich, katzenartig vorbeistreichend, an zwei oder drei der Burschen geschmiegt hatte, musste sie wieder weg — in die Weinstube hinüber — und kam nicht so bald mehr zurück. Das verdross die Burschen, doch sie vertrieben sich die Zeit mit Scherzen und Andeutungen.

Als sie aufbrachen, waren die andern Gäste schon weg. Es galt, das Haus zu schliessen, der Wirt rasselte wie ein Feldmarschall mit seinen Schlüsseln, und Röschen beteuerte den Gesellen, dass sie im Hause wohne. Robert glaubte es am wenigsten. Fred stand unter der Türe. Dann ging er weg. Nach ihm Robert und die andern beiden. Emil gewahrte, dass Röschen auch einen Schlüsselbund trug. Wohnte sie wirklich im Hause des Wirtes — schlief und träumte und wachte dort auf?

An der Türe drückte man sich die Hände. Die Burschen gingen um die Hausecke, um zu sehen, unter welchem Fenster sich Röschen zeigen würde. Emil kehrte nach der Türe zurück, um nachzuprüfen, ob sie wirklich geschlossen sei. Und wie er gehofft hatte, war sie nur angelehnt. Als er nach der innern Klinke griff, erfasste er Röschens Hand. Diese hielt er fest. Die Lachende wollte sich entwinden. Sie sprang hervor, um ihre Befreiung mit besserem Erfolg bewirken zu können. Emil öffnete die Türe so weit, dass er bei stärkerem Zug von des Mädchens Seite selber hineinschlüpfen könnte. Die Berechnung war gut; er drückt Röschen an die dunkle Wand, und mit seinem Kuss schloss er das keuchende Lachen. Dann stiess ihn Röschen fort und raunte:

"Der Wirt! Er bringt dich um. . . "

"Wen?" rief Emil. "Dich oder mich?"

Und sie drängte ihn mit allen Kräften, drohte mit Schreien und stach ihn. Emil erschrak, hörte Schritte und entschlich. — Hinter ihm schloss Röschen die Türe, dass man es hörte.

Der selige Tag! — Emil grübelte darüber müssig und betrübt. Er starrt in den Tisch. Kann man denn über das Verliebtsein überhaupt nachdenken?

Solche Tage und solche Grübeleien sind Boten neuer Erlebnisse. Emil sitzt da wie einer, der nicht aufstehen mag. Er kommt sich beobachtet und bemitleidet, ja schon ausgelacht vor. — Er ist darum zu dieser Stunde schon in der "Laube" — wie die Burschen die Wirtschaft abgekürzt nennen —, weil er sich dachte, Röschen könnte jetzt am ehesten allein sein und damit Zeit zum Plaudern haben. Die Fabriken haben noch nicht Feierabend (Schichtwechsel war am Anfang des Nachmittags), und der Wirt selbst ist kaum schon aus der grossen Stadt, in die er heute gefahren, zurückkehrt.

Diese Erwartung stimmte, aber Röschen ist nirgends zu sehen.

Und Emil wartet — worauf? Dass Röschen doch für ihn Zeit haben möchte.

Das Sitzen und noch mehr der Gedanke, dass alle Leute um einen herden Grund dieses Sitzens kennen, ist zwar lächerlich; aber Emil beisst sich auf die Lippen. Die Lippen, die eine Sekunde lang Geschwister von des Mädchens Lippen gewesen. Eine seltsame, kostbare Zeit lang. Davon lebt jetzt Emil, und damit zehrt er sich über die Scham seines Sitzens hinweg.

Er schaut auf die Wanduhr. Auch sie hat eine Zeit. Das mag die Zeit dieses Raumes sein — doch ob Röschens Zeit auch darin enthalten ist? Und er, Emil, ist von der Zeit dieser Wanduhr sowieso wie ausgeschlossen. Hat er denn eine eigene, muss er eine besondere Zeit haben? Eine andere als die ausgemessene, wanduhrmässige der Leute ringsum?

Es sitzen wirklich nur wenig Leute im Raum. Emil sitzt ganz allein in einer Ecke. Aber bezaubernd wäre der Gedanke, dass er und Röschen eine gemeinsame Zeit hätten! — Ist etwa diese Zeit, da er so sehnsüchtig auf die Gesellschaft Röschens wartet, beider gemeinsame? Sogar ohne dass es beide wissen? Ja, doch, wenn er so inbrünstig ihrer wartet, dass eine Gemeinsamkeit — irgend eine Gemeinsamkeit, sei es des Hoffens oder des Verweilens — daraus wird, dann kann es, dann kann diese Zeit der Erwarteten nicht verborgen bleiben! Oder mindestens indem er dabei etwas gewinnt — Not, Kummer oder freudiges Bangen, muss dieser Gewinn von einer Beschaffenheit und einer Gewalt sein, die vor der Ferne und dem fiebernden Hangen nicht zurückschrecken, sondern hinüberreichen und wecken, so das die Erbangte auch beben und — Zeit haben muss . . .

Und wenn dann Röschen vor ihm erscheint — nicht mehr überraschend wie gestern, sondern nun erwartet, leuchtend und vertraut —, um sich zu ihm zu setzen und seine Hände zu ergreifen: was ist das Ziel? Was ist die Genugtuung und die Freude? Wird ihre Zeit dann ganz gewiss und ganz endgültig die seine werden? Wird die Zeit des einen dann in die des andern übergehen, oder wird aus dem Warten und den zwei verschiedenen Zeiten eine einzige werden? —

Darüber könnte Emil lange grübeln. Seinen ganzen Kopf, sein ganzes Herz ausgrübeln. Und wenn dann Röschen käme, so hätte er am Ende gar keine Krümlein mehr im Herzen. Bewahre Gott!

Aber die Gedanken fahren ihm eben doch durch den Kopf und schütteln ihn. Er wird fiebrig. Er zittert, schwitzt. Er findet sich nicht zurecht in dem grossen Ueberfall und wird ganz schüchtern vor den unerlebten Dingen. — Weder Röschen noch die erwartete und ersehnte Zeit, "die man füreinander hätte", kommt zum Vorschein. Hat das Mädchen am Ende einen unerwarteten Urlaub gekriegt? Ist sie mit dem dicken, schnarchenden Wirt in die Stadt gefahren?

Nur die Wirtin kommt zum Vorschein und bittet Emil, ihm noch ein Glas Bier bringen zu dürfen. — Verdammt, denkt er. Doch was hilft's: jetzt kann er unmöglich gehen. Erstens könnte er doch noch